Dostojewski:

Aufzeichnungen aus dem Untergrund

Deutsch von Hermann Röhl

Aufzeichnungen aus dem Untergrund

Erster Teil

*Der Untergrund**

I

Ich bin ein kranker Mann . . . Ich bin ein schlechter Mann. Ich besitze nichts Anziehendes. Ich glaube, ich bin leberleidend. Indes verstehe ich nicht das geringste von meiner Krankheit und weiß nicht genau, was eigentlich bei mir krank ist. Ich mache keine Kur und habe es nie getan, obwohl ich vor der medizinischen Wissenschaft und den Ärzten Respekt habe. Außerdem bin ich sehr abergläubisch, zumindest habe ich Respekt vor der medizinischen Wissenschaft. (Ich besitze genügend Bildung, um nicht abergläubisch zu sein, und bin es trotzdem.) Nein, daß ich keine Medikamente einnehme, geschieht aus Bosheit. Das wird Ihnen gewiß nicht verständlich sein. Na, aber mir ist es verständlich. Ich kann Ihnen natürlich nicht klarmachen, wem ich denn eigentlich in diesem Fall mit meiner Bosheit einen Tort antun will; ich weiß recht wohl, daß ich auch die Ärzte nicht dadurch kränken kann, daß ich mich nicht von ihnen behandeln lasse; ich weiß besser als jeder andere, daß ich damit nur mir selbst schade und sonst niemandem. Aber dennoch: wenn ich gegen meine Krankheit nichts tue, so geschieht das aus Bosheit. Meine Leber ist krank; nun, mag sie noch kränker werden!

*Sowohl der Autor der Aufzeichnungen als auch die Aufzeichnungen selbst sind natürlich frei erfunden. Jedoch sind solche Personen wie der Verfasser dieser Aufzeichnungen in unserer Gesellschaft nicht nur möglich, sondern sie müssen sogar existieren als Folge der Umstände, unter denen sich unsere Gesellschaft gebildet hat. Ich wollte dem Leserpublikum einen Charakter aus der erst kürzlich vergangenen Zeit in etwas anschaulicherer Weise vor Augen stellen, als das gewöhnlich geschieht. Es ist ein Vertreter der noch lebenden Gene-

Ich lebe schon lange in dieser Weise, schon zwanzig Jahre. Jetzt bin ich vierzig. Ich bekleidete früher ein Amt; aber jetzt habe ich keins. Ich war ein boshafter Beamter. Ich war grob und fand darin mein Vergnügen. Da ich keine Bestechungsgelder annahm, mußte ich mich wenigstens durch Grobheit entschädigen. (Ein mißlungenes Bonmot; aber ich streiche es nicht aus. Ich schrieb es hin in der Meinung, es werde sehr geistreich herauskommen; aber jetzt, da ich einsehe, daß ich nur in widerwärtiger Weise großtun wollte, streiche ich es absichtlich nicht aus!) Sobald an meinen Schreibtisch Bittsteller mit Anfragen traten, sah ich sie zähneknirschend an und empfand einen unersättlichen Genuß, wenn es mir gelang, meinen Mitmenschen Angst einzujagen. Und das gelang fast immer. Es war eben größtenteils ein schüchternes Völkchen, wie Bittsteller nun einmal sind. Aber unter den flotten jungen Leuten konnte ich besonders einen Offizier nicht leiden. Er wollte sich einfach nicht fügen und rasselte abscheulich mit dem Säbel. Wegen dieses Säbels habe ich mit ihm anderthalb Jahre lang Krieg geführt. Endlich trug ich den Sieg davon. Er hörte auf, mit dem Säbel zu rasseln. Übrigens begab sich das noch in meiner Jugend. Aber wissen Sie, meine Herren, worüber ich mich am allermeisten erboste? Gerade darin bestand der ganze Verdruß, gerade darin lag die größte Gemeinheit, daß ich mir in jedem Augenblick, sogar im Moment des stärksten Hasses schmählich bewußt war, daß ich kein boshafter und schon gar kein jähzorniger Mann bin, daß ich nur ganz umsonst Spatzen erschrecke und mich damit tröste. Und sollte ich schäumen vor Wut, so reiche man mir ein Püppchen oder gebe mir ein Täßchen Tee mit Zucker, und ich glaube, ich würde mich völlig beruhigen. Ich würde sogar ganz gerührt sein, obgleich ich nachher sicher auf mich selbst wütend wäre und vor Scham ein paar Monate lang an Schlaflosigkeit litte. Das ist eben meine Art.

Wenn ich vorhin sagte, ich sei ein boshafter Beamter gewesen,

ration. In diesem Fragment, das den Titel „Der Untergrund" führt, präsentiert er sich selbst und seine Anschauungen und möchte gewissermaßen die Gründe verständlich machen, warum er in unserer Mitte aufgetreten ist und hat auftreten müssen. In dem nächsten Fragment werden dann die wirklichen „Aufzeichnungen" dieses Mannes über einige seiner Erlebnisse folgen. (Anmerkung des Verfassers.)

so habe ich damit gelogen, aus Bosheit gelogen. Einfach aus Mutwillen habe ich die Bittsteller und den Offizier so behandelt, aber in Wirklichkeit konnte ich nie boshaft werden. Ich war mir fortwährend vieler, sehr vieler der Bosheit entgegengesetzter Elemente in meinem Innern bewußt. Ich fühlte, daß in mir unzählig viele solche Elemente steckten. Ich wußte, daß sie mein Leben lang in mir gewesen waren und nach außen drängten; aber ich ließ sie nicht heraus, nein, ich ließ sie nicht heraus, absichtlich nicht. Sie peinigten mich bis zum Schamgefühl, erzeugten Krämpfe und wurden mir schließlich ganz zuwider, schrecklich zuwider! Sie werden doch nicht etwa glauben, meine Herren, daß ich jetzt Ihnen gegenüber Reue ausspreche, Sie um Verzeihung bitte? Ich bin überzeugt, daß Sie das glauben... Übrigens kann ich Ihnen versichern, daß es mir ganz gleichgültig ist, wenn Sie das glauben...

Daß ich nicht verstanden habe, boshaft zu werden, ist nicht das einzige: ich habe überhaupt nicht verstanden, etwas zu werden, weder boshaft noch gutmütig, weder ein Schuft noch ein Ehrenmann, weder ein Held noch ein Wurm. Jetzt aber lebe ich im Untergrund und halte mich selbst zum Narren mit dem boshaften, wirkungslosen Trost, daß ein verständiger Mensch überhaupt nichts Ernsthaftes werden kann – das ist nur einem Dummkopf möglich. Ja, ein Mensch des neunzehnten Jahrhunderts muß in erster Linie charakterlos sein; dazu ist er moralisch verpflichtet; ein charakterfester Mensch dagegen, ein Mann der Tat, ist in erster Linie ein beschränktes Wesen. Das ist die Überzeugung, zu der ich in meinem vierzigjährigen Leben gelangt bin. Ich bin jetzt vierzig Jahre alt; und vierzig Jahre sind schon das ganze Leben; das ist das höchste Greisenalter. Länger als vierzig Jahre zu leben ist unanständig, gemein, unmoralisch. Wer lebt denn länger als vierzig Jahre? Antworten Sie offen und ehrlich! Ich will Ihnen sagen, wer länger lebt: nur Dummköpfe und Taugenichtse. Das sage ich allen alten Herren ins Gesicht, all diesen respektablen, silberhaarigen, wohlparfümierten alten Herren! Der ganzen Welt sage ich das ins Gesicht! Ich habe ein Recht, so zu reden, weil ich selbst bis zum sechzigsten Jahr leben werde. Bis zum siebzigsten werde ich leben! Bis zum achtzigsten werde ich leben... Warten Sie, lassen Sie mich erst Atem holen...

Sie denken gewiß, meine Herren, ich wolle Sie zum Lachen bringen? Aber auch darin haben Sie sich geirrt. Ich bin über-

haupt kein so lustiger Mensch, wie Sie vielleicht glauben; übrigens, wenn Sie, gereizt durch dieses ganze Geschwätz (und ich merke schon, daß Sie gereizt sind), auf den Einfall kommen, mich zu fragen, wer ich eigentlich sei, so will ich Ihnen darauf antworten: ich besitze den Rang eines Kollegienassessors. Ich bin im Staatsdienst tätig gewesen, um mein täglich Brot zu haben (einzig und allein deshalb), und als mir im vorigen Jahr ein entfernter Verwandter testamentarisch sechstausend Rubel hinterließ, nahm ich sofort den Abschied und siedelte mich in diesem meinem dunklen Stübchen an. Gewohnt habe ich in diesem Untergrund auch schon vorher; aber jetzt habe ich mich hier fest angesiedelt. Es ist eine jämmerliche, garstige Behausung am Stadtrand. Meine Aufwärterin ist ein altes Bauernweib, das vor lauter Dummheit boshaft ist und außerdem unangenehm riecht. Man sagte mir, das Petersburger Klima werde mir schaden, und für meine bescheidenen Mittel sei das Leben in Petersburg zu teuer. Ich weiß das alles, besser als diese erfahrenen, weisen Ratgeber. Aber trotzdem bleibe ich in Petersburg; ich werde nicht aus Petersburg wegziehen! Das werde ich deswegen nicht tun, weil... Ach was! Es ist ja völlig gleichgültig, ob ich wegziehe oder nicht.

Übrigens: wovon kann ein ordentlicher Mensch mit dem größten Vergnügen sprechen?

Antwort: von sich.

Na, dann werde ich also von mir sprechen.

II

Ich möchte Ihnen jetzt erzählen, meine Herren (ob Sie nun Lust haben, es anzuhören, oder nicht), warum ich nicht einmal ein Wurm zu werden geschafft habe. Ich sage Ihnen allen Ernstes, daß ich oftmals den Wunsch hatte, ein Wurm zu werden. Doch auch dessen bin ich nicht gewürdigt worden. Ich versichere Ihnen mit aller Bestimmtheit, meine Herren, daß zu viel Erkenntnis eine Krankheit ist, eine wirkliche, reguläre Krankheit. Für den Bedarf der Menschen wäre eine gewöhnliche menschliche Erkenntnis völlig ausreichend, das heißt die Hälfte oder ein Viertel der Portion, die auf einen geistig entwickelten Menschen unseres unglücklichen neunzehnten Jahr-

hunderts entfällt, der obendrein noch das doppelte Unglück hat, in Petersburg zu wohnen, jener Stadt, wo das abstrakte Denken am meisten von allen Städten der Welt betrieben wird. (Es gibt Städte, in denen abstrakt gedacht wird, und solche, in denen das nicht geschieht.) Ganz ausreichend wäre zum Beispiel der Wissensschatz, mit dem alle Männer des unmittelbaren praktischen Handelns leben. Ich möchte wetten, Sie glauben, daß ich das alles aus Prahlsucht schreibe, um über die Männer des praktischen Lebens zu witzeln und außerdem mit meinem schlechten Ton zu renommieren, und daß ich gleichsam wie dieser Offizier mit dem Säbel rassele. Aber, meine Herren, wer kann denn auf seine Krankheiten stolz sein und gar noch mit ihnen renommieren?

Doch was rede ich da! Das tun ja alle; gerade auf ihre Krankheiten sind sie stolz, und ich vielleicht in höherem Maße als die andern. Wir wollen darüber nicht streiten: ich gebe zu, daß mein Einwand absurd war. Dennoch bin ich fest überzeugt, daß nicht nur sehr viel Erkenntnis, sondern sogar jede Erkenntnis eine Krankheit ist. Dabei bleibe ich. Aber lassen wir auch dieses Thema ein Weilchen beiseite! Sagen Sie mir, bitte, einmal folgendes: Wie ging es zu, daß ich gerade in dem Augenblick, ja, gerade in demselben Augenblick, in dem ich am fähigsten war, die Feinheiten „alles Schönen und Erhabenen" zu erkennen, wie man sich bei uns einmal ausdrückte, wie ging es zu, daß ich da so garstige Dinge nicht nur dachte, sondern auch tat, Dinge, wie sie ... na ja, kurz gesagt, Dinge, die zwar vielleicht alle Menschen begehen, die mir aber, wie absichtlich, gerade dann passierten, wenn ich am klarsten erkannte, daß man sie überhaupt nicht tun dürfe? Je mehr ich das Gute und all dieses „Schöne und Erhabene" erkannte, um so tiefer versank ich im Untergrund und um so fester blieb ich in ihm stecken.

Aber der wichtigste Zug bestand darin, daß sich das alles in meinem Innern nicht zufällig abspielte, sondern als ob es gewissermaßen so sein müßte. Als wäre das mein normaler Zustand und keineswegs eine Krankheit, eine sittliche Verderbtheit, so daß mir schließlich die Lust verging, gegen diese sittliche Verderbtheit anzukämpfen. Und schließlich glaubte ich fast (vielleicht glaubte ich es tatsächlich), daß dies wirklich mein normaler Zustand sei. Aber zuerst, am Anfang, wieviel Qualen hatte ich bei diesem Kampf auszustehen! Ich dachte

nicht, daß es anderen ebenso ginge, und verbarg daher mein Leben lang diesen Vorgang wie ein Geheimnis. Ich schämte mich (ja, vielleicht schäme ich mich auch jetzt noch); es kam so weit, daß ich bisweilen eine Art geheimen, unnatürlichen, gemeinen Genusses darin empfand, beispielsweise in einer besonders ekelhaften Petersburger Nacht in meinen „Untergrund" zurückzukehren und mir mit Gewalt dessen bewußt zu werden, daß ich auch jetzt wieder eine Schändlichkeit begangen hätte, eine nie wieder rückgängig zu machende Schändlichkeit, und dann deswegen innerlich an mir herumzunagen, herumzusägen, herumzusaugen, bis die Bitterkeit sich schließlich in eine Art schmählicher, nichtswürdiger Süße verwandelte und zuletzt in einen wirklichen Genuß! Ja, in einen Genuß, in einen Genuß! Ich bleibe dabei. Ebendeswegen habe ich hiervon zu sprechen angefangen, weil ich gern zuverlässig wissen möchte, ob auch bei anderen ein solcher Genuß vorkommt. Ich werde Ihnen den Zusammenhang erklären: der Genuß rührte hier gerade daher, daß man die eigene Erniedrigung besonders klar erkannte und empfand, daß man bis an die Grenze gelangt sei, daß diese Handlungsweise schändlich sei, aber doch eben nicht anders sein könne, daß man keinen Ausweg mehr habe und niemals ein anderer Mensch werde, und selbst wenn noch Zeit zu einer eigenen Umwandlung und der Glaube daran geblieben seien, daß man doch zu einer solchen Umwandlung keine Lust haben würde, und wenn man Lust dazu hätte, auch dann nichts ausrichten würde, weil es vielleicht tatsächlich nichts gäbe, in das man sich umwandeln könnte. Die Hauptsache aber und der letzte Schluß ist, daß sich dies alles nach den normalen, einfachsten Gesetzen der gesteigerten Erkenntnis und auf Grund des Beharrungsvermögens vollzieht, das direkt auf diesen Gesetzen beruht; infolgedessen aber ist nicht nur eine Umwandlung unmöglich, sondern man richtet einfach überhaupt nichts aus. Zum Beispiel ergibt sich aus der gesteigerten Erkenntnis der Satz: „Du hast recht; du bist ein Schuft" – als ob es für einen Schuft ein Trost wäre, wenn er nunmehr selbst die Empfindung hat, daß er tatsächlich ein Schuft ist! Aber genug . . . Ach, ich habe da viel zusammengeschwatzt; und was habe ich deutlich gemacht? Wodurch wird hierbei der Genuß erklärt? Doch ich werde mich schon verständlich machen. Ich werde die Sache schon zu Ende führen! Zu diesem Zweck habe ich ja auch die

Feder zur Hand genommen ...
Ich besitze zum Beispiel eine gewaltige Eigenliebe. Ich bin mißtrauisch und empfindlich wie ein Buckliger oder ein Zwerg; aber ungelogen, es gab bei mir Augenblicke, wo ich, wenn mir jemand eine Ohrfeige gegeben hätte, mich vielleicht sogar darüber gefreut hätte. Ich rede in vollstem Ernst: sicherlich hätte ich verstanden, auch darin einen eigenartigen Genuß zu finden, selbstverständlich den Genuß der Verzweiflung; doch gerade in der Verzweiflung liegen die stärksten Genußempfindungen, besonders wenn man die Ausweglosigkeit seiner Lage bereits sehr genau erkennt. Hier aber, bei der Ohrfeige, da erdrückt einen direkt die Erkenntnis, zu was für einem Schmutzfleck man zerrieben worden ist. Die Hauptsache aber ist dies: Wie man es auch ansieht, stets ergibt sich, daß in erster Linie immer ich selbst an allem schuld bin, und zwar, was das schmerzlichste ist, schuldlos schuldig bin, sozusagen nach den Naturgesetzen. Erstens trage ich deswegen Schuld, weil ich klüger bin als alle meine Mitmenschen. (Ich habe mich von jeher für klüger als meine Mitmenschen gehalten und mich manchmal, glauben Sie mir, sogar deswegen geschämt. Wenigstens habe ich mein Leben lang gleichsam zur Seite geblickt und den Leuten nie gerade in die Augen sehen können.) Ferner trage ich insofern Schuld: selbst wenn ich Großmut besäße, so würde doch die Erkenntnis seiner Nutzlosigkeit meine eigenen Qualen nur vermehren. Ich würde sicherlich mit meinem Großmut nichts anzufangen wissen; ich könnte damit weder verzeihen, weil der Beleidiger mich vielleicht nach den Naturgesetzen geschlagen hat und man den Naturgesetzen nichts zu verzeihen hat, noch könnte ich damit vergessen, weil es doch immer eine Beleidigung bleibt, mag sie auch nach den Naturgesetzen erfolgt sein. Und endlich, selbst wenn ich überhaupt nicht großmütig sein wollte, sondern vielmehr den Wunsch hätte, mich an dem Beleidiger zu rächen, so würde ich mich doch an niemandem und für nichts rächen können, weil ich mich bestimmt nicht dazu entschließen könnte, etwas zu unternehmen, selbst wenn das möglich wäre. Warum würde ich mich nicht zur Tat entschließen? Darüber möchte ich ein paar Worte gesondert sagen.

III

Wie geht es denn zum Beispiel bei Menschen zu, die es verstehen, sich zu rächen und, ganz allgemein, sich ihrer Haut zu wehren? Sobald das Rachegefühl sie erfaßt, bleibt in ihnen außer diesem Gefühl nichts übrig. Ein solcher Mann stürmt geradewegs auf das Ziel los, wie ein wütender Stier mit gesenkten Hörnern, und höchstens eine Mauer kann ihn vielleicht aufhalten. (Apropos: solche Leute, das heißt die Männer des unmittelbaren praktischen Handelns, „passen" einfach vor einer Mauer. Für sie ist die Mauer nicht ein Widerstand, wie zum Beispiel für uns denkende und folglich nichts tuende Menschen; auch nicht ein Vorwand, um auf dem Weg umzukehren, ein Vorwand, an den unsereiner gewöhnlich selbst nicht glaubt, über den er sich aber immer sehr freut. Nein, sie „passen" in aller Aufrichtigkeit. Die Mauer hat für sie etwas Beruhigendes; sie gibt für sie in sittlicher Hinsicht den endgültigen Ausschlag; ja, sie legen ihr wohl gar eine mystische Bedeutung bei ... Aber auf die Mauer komme ich später noch zurück.) Nun also, sehen Sie, einen solchen Mann des unmittelbaren Handelns halte ich für den wahren, den normalen Menschen, wie ihn die zärtliche Mutter Natur selbst haben wollte, als sie ihn liebevoll auf der Erde erzeugte. Ich beneide solchen Mann so stark, daß ich grün und gelb werde. Er ist dumm; darüber streite ich mit Ihnen nicht; aber vielleicht muß der normale Mensch auch dumm sein; woher soll man das wissen? Vielleicht ist das sogar sehr hübsch. Und ich bin von der Richtigkeit dieses, sagen wir, Verdachts aus einem bestimmten Grund um so mehr überzeugt; denn wenn man zum Beispiel den Gegensatz des normalen Menschen nimmt, das heißt den verstärkt erkennenden Menschen, der natürlich nicht aus dem Schoß der Natur, sondern aus der Retorte hervorgegangen ist (das streift schon an Mystizismus, meine Herren; aber das gehört mit zu meinem Verdacht), dann „paßt" dieser Retortenmensch manchmal dermaßen vor seinem Gegensatz, daß er trotz all seiner gesteigerten Erkenntnis sich selbst ganz aufrichtig für eine Maus und nicht für einen Menschen hält. Mag er auch eine Maus mit gesteigerter Erkenntnis sein; aber er ist doch eben nur eine Maus, und dort ist ein Mensch, folglich ... und so weiter. Und was die Hauptsache ist: er hält sich ja von selbst für eine Maus, von selbst;

niemand hat ihn darum ersucht; das ist ein wichtiger Punkt. Betrachten wir jetzt die Maus in ihrem Handeln! Setzen wir zum Beispiel den Fall, daß sie ebenfalls beleidigt ist (und sie wird fast immer beleidigt) und sich ebenfalls rächen will. Haß sammelt sich in ihr vielleicht noch mehr an als in dem „homme de la nature et de la vérité". Der häßliche, gemeine Wunsch, dem Beleidiger Böses mit Bösem zu vergelten, kann sie vielleicht noch heftiger peinigen als den „homme de la nature et de la vérité", weil dieser seiner angeborenen Dummheit zufolge die Rache ganz einfach für eine Handlung der Gerechtigkeit hält, während die Maus durch ihre gesteigerte Erkenntnis der Ansicht ist, daß von Gerechtigkeit dabei nicht die Rede sei. Es kommt nun schließlich zum Handeln selbst, zum eigentlichen Racheakt. Die unglückliche Maus hat außer der ursprünglichen Garstigkeit schon durch Fragen und Zweifel so viele andere Garstigkeiten zusammengetragen und an die eine Frage so viele unlösbare Fragen angeknüpft, daß sich ganz von selbst um sie herum so etwas wie verhängnisvolle Jauche ansammelt, eine Art von stinkendem Schmutz, bestehend aus ihren Zweifeln und Gemütserregungen und schließlich auch aus dem Speichel, der auf sie von den Männern des unmittelbaren praktischen Handelns herniederregnet, die als Richter und Diktatoren feierlich um sie herumstehen und sie lauthals auslachen. Selbstverständlich hat sie noch die Möglichkeit, mit einer geringschätzigen Bewegung ihres Pfötchens die ganze Sache auf sich beruhen zu lassen und mit dem Lächeln einer fingierten Verachtung, an die sie selbst nicht glaubt, schimpflich in ihr Mauseloch zu schlüpfen. Dort in ihrem häßlichen, übelriechenden Untergrund vergräbt sich unsere beleidigte, mißhandelte, verlachte Maus ganz unverzüglich in einen äußerst kalten, boshaften und vor allen Dingen lebenslänglichen Groll. Vierzig Jahre lang wird sie sich ununterbrochen der ihr angetanen Beleidigung bis auf die geringsten, schmählichsten Einzelheiten erinnern, dabei jedesmal von sich aus noch schmählichere Einzelheiten hinzufügen und sich auf diese Weise mit den Erfindungen ihrer eigenen Phantasie anstacheln und verhöhnen. Sie wird sich ihrer Erinnerung und ihrer Phantasie schämen und sich dennoch alles ins Gedächtnis zurückrufen, alles durchmustern, sich Nichtgeschehenes ausdenken mit der Begründung, das hätte sich doch auch noch zutragen können, und wird nichts verzeihen. Vielleicht wird

sie sich auch rächen, aber nur bei einzelnen Gelegenheiten, in kleinlicher Weise, hinter dem Ofen hervor, inkognito, ohne selbst an ihr Recht auf Rache oder an deren Erfolg zu glauben, und im voraus wissend, daß sie selbst an all ihren Racheversuchen hundertmal mehr zu leiden hat als der, an dem sie sich rächt, dieser aber wird sich an der Bißstelle vielleicht nicht einmal kratzen. Auf ihrem Sterbebett wird sie sich wieder an alles erinnern, samt den Zinsen, die sich mit der Zeit angesammelt haben, und... Aber gerade in dieser kalten, widerwärtigen halben Verzweiflung, in diesem halben Glauben, in diesem Verfahren, sich vor Leid ganz bewußt auf vierzig Jahre in einer elenden Höhle lebendig zu begraben, in dieser mittels der gesteigerten Erkenntniskraft wahrgenommenen und dennoch zum Teil zweifelhaft bleibenden Ausweglosigkeit der Lage, in diesem Gift unbefriedigter, ins Innerste eingegangener Wünsche, in diesem Fieber des Hinundherschwankens, der für alle Zeit gefaßten Entschlüsse und der Reue, die sich einen Augenblick darauf wieder einstellt – darin liegt ja eben die Quelle des seltsamen Genusses, von dem ich sprach. Er ist von einer solchen Subtilität und manchmal so schwer zu erkennen, daß einigermaßen beschränkte Leute oder sogar einfache Leute mit starken Nerven von ihm nicht die Spur verstehen. „Vielleicht verstehen auch diejenigen nichts davon", fügen Sie Ihrerseits schmunzelnd hinzu, „die niemals Ohrfeigen bekommen haben", und Sie deuten mir auf diese Art in höflicher Form an, daß ich in meinem Leben vielleicht ebenfalls eine Ohrfeige aus Erfahrung kenne und daher als Sachverständiger spreche. Ich möchte wetten, daß Sie das meinen. Aber beruhigen Sie sich, meine Herren, ich habe keine Ohrfeigen bekommen, obwohl es mir völlig gleichgültig ist, wie Sie darüber denken. Vielleicht bedauere ich sogar selbst, daß ich in meinem Leben nur wenig Ohrfeigen ausgeteilt habe. Aber genug; kein Wort mehr von diesem Thema, das Sie so außerordentlich interessiert.

Ich fahre ruhig fort, von den Leuten mit starken Nerven zu sprechen, die für eine gewisse Feinheit des Genusses kein Verständnis haben. Diese Herren brüllen zwar in manchen Fällen wie die Stiere, und das bringt ihnen immerhin sogar die größte Ehre ein; aber, wie ich bereits sagte, angesichts der Unmöglichkeit beruhigen sie sich sofort. Denn die Unmöglichkeit, das ist eine steinerne Mauer! Was ist das für eine steinerne

Mauer? Nun, selbstverständlich die Naturgesetze, die Resultate der Naturwissenschaften, die Mathematik. Wenn man dir zum Beispiel beweist, daß du vom Affen abstammst, dann hat es keinen Zweck, die Stirn zu runzeln; nimm die Sache hin, wie sie ist. Und wenn man dir beweist, daß ein einziges Gramm deines eigenen Fettes dir eigentlich teurer sein muß als hunderttausend dir ähnliche Wesen und daß dieses Resultat mit allen sogenannten Tugenden und Pflichten und anderen Albernheiten und vorgefaßten Meinungen endgültig aufräumt, so nimm auch das hin; da ist weiter nichts zu machen; denn zwei mal zwei ist vier, lehrt die Mathematik. Versuche einmal, diesen Satz zu widerlegen!

„Erlauben Sie", ruft man uns zu; „dagegen kann man sich nicht auflehnen: das ist so sicher wie zwei mal zwei vier ist! Die Natur fragt Sie nicht; sie kümmert sich nicht um Ihre Wünsche; sie kümmert sich nicht darum, ob Ihnen ihre Gesetze gefallen oder nicht. Sie müssen die Natur so nehmen, wie sie ist, und folglich auch alles, was aus ihr resultiert. Eine Mauer ist eben eine Mauer ..." und so weiter und so weiter. Herrgott, aber was scheren mich die Gesetze der Natur und der Mathematik, wenn mir diese Gesetze und der Satz „Zwei mal zwei ist vier" aus irgendwelchem Grund mißfallen? Selbstverständlich werde ich gegen eine solche Mauer nicht mit der Stirn anrennen, wenn ich tatsächlich nicht die Kraft habe, sie einzurennen; aber ich werde mich mit ihr auch nicht einzig und allein deswegen versöhnen, weil sie von Stein ist und meine Kraft ihr gegenüber nicht ausreicht.

Als ob eine solche Steinmauer wirklich eine Beruhigung wäre und wirklich etwas auch nur einigermaßen Versöhnliches enthielte, bloß weil sie eine Art von „Zwei mal zwei ist vier" ist! O Absurdität der Absurditäten! Etwas ganz anderes ist es, alles zu verstehen, alles zu erkennen, alle Unmöglichkeiten und steinernen Mauern; sich mit keiner dieser Unmöglichkeiten und steinernen Mauern auszusöhnen, wenn einem eine solche Aussöhnung widerstrebt; über die zwingendsten logischen Kombinationen zu der widerwärtigen Schlußfolgerung aus jenem ewigen Thema zu gelangen, daß man sogar an der steinernen Mauer gewissermaßen selbst schuld sei, obgleich es wiederum bis zur Evidenz klar ist, daß man überhaupt nicht daran schuld ist; und infolgedessen schweigend und mit ohnmächtigem Zähneknirschen wollüstig in Untätigkeit zu erstar-

ren, indem man den Gedanken ausspinnt, daß man somit nicht einmal Grund habe, auf jemanden böse zu sein, und daß kein Objekt zu finden sei und vielleicht nie zu finden sein werde und daß hier Unterschiebung, betrügerisches Kartenmischen, Falschspielerei stattfinde und daß hier einfach ein ekelhafter Zustand vorliege – man weiß nicht, was es eigentlich ist und wer die Schuld trägt, aber trotz all dieser Unklarheiten und Betrügereien schmerzt es einen doch, und je unklarer es einem ist, desto mehr schmerzt es!

IV

„Hahaha! Wenn Sie so denken, dann werden Sie ja auch im Zahnschmerz einen Genuß finden!" rufen Sie mir lachend zu.

„Gewiß! Auch im Zahnschmerz liegt ein Genuß!" erwidere ich. Mir haben einen ganzen Monat lang die Zähne weh getan; ich weiß, daß darin ein Genuß liegt. Man ärgert sich dabei natürlich nicht schweigend, sondern stöhnt; aber dieses Stöhnen ist nicht aufrichtig; das Stöhnen ist mit einer gewissen Bosheit verbunden, und in der Bosheit liegt der Kern der Sache. In diesem Stöhnen kommt der Genuß des Leidenden zum Ausdruck; wenn er darin keinen Genuß fände, so würde er nicht stöhnen. Das ist ein gutes Beispiel, meine Herren, und ich werde es noch weiter benutzen. In diesem Stöhnen kommt erstens die ganze für Ihre Erkenntnis demütigende Zwecklosigkeit Ihres Schmerzes zum Ausdruck, die ganze Gesetzmäßigkeit der Natur, auf die Sie selbstverständlich pfeifen können, durch die Sie aber trotzdem leiden, während die Natur nicht leidet. Es kommt darin die Erkenntnis zum Ausdruck, daß niemand vorhanden ist, der Ihr Feind wäre, der Schmerz aber vorhanden ist, die Erkenntnis, daß Sie sich samt allen möglichen Zahnärzten à la Wagenheim vollständig Ihren Zähnen unterwerfen müssen, daß, wenn jemand will, Ihre Zähne zu schmerzen aufhören und daß sie, wenn er es nicht will, noch weitere drei Monate lang schmerzen und schließlich daß Ihnen, wenn Sie immer noch nicht klein beigeben und immer noch protestieren, zu Ihrer eigenen Tröstung nichts weiter übrigbleibt, als sich selbst durchzupeitschen oder recht schmerzhaft mit der Faust gegen die Wand zu schlagen, abso-

lut weiter nichts. Nun sehen Sie: gerade diese blutigen Beleidigungen, gerade dieser Hohn, den man erntet und von dem man nicht weiß, wer der Höhnende ist, gerade das wird schließlich zur Quelle des Genusses, eines Genusses, der sich manchmal bis zur höchsten Wollust steigern kann. Ich bitte Sie, meine Herren, achten Sie einmal auf das Gestöhn eines gebildeten Menschen des neunzehnten Jahrhunderts, der an Zahnschmerzen leidet, etwa am zweiten oder dritten Tag der Krankheit, wenn er bereits nicht mehr so stöhnt wie ein plumper Bauer, sondern wie ein Mensch, der mit der Bildung und der europäischen Zivilisation in Berührung gekommen ist, wie einer, der, nach dem heutzutage üblichen Ausdruck, „sich von der Scholle und den Elementen der unteren Volksschicht losgelöst hat". Sein Gestöhn bekommt dann einen häßlichen, gemeinboshaften Ton und dauert tage- und nächtelang an. Und er weiß ja allein, daß ihm dieses Gestöhn keinerlei Nutzen bringt; er weiß besser als jeder andere, daß er damit nur sich selbst und seine Mitmenschen reizt und aufbringt; er weiß, daß sogar das Publikum, vor dem er sich abmüht, und seine eigene Familie des Anhörens überdrüssig geworden sind, ihm absolut nicht mehr glauben und im stillen denken, er könne doch auch einfacher stöhnen, ohne seine Stimmbänder so zu strapazieren und ohne den ganzen Hokuspokus; er stelle sich aus Bosheit und Tücke absichtlich so an. Also gerade in dieser Erkenntnis und in diesem Schauspiel liegt der Genuß. Der Betreffende sagt sich: Ich wühle euch auf, ich zerreiße euch das Herz, ich raube allen im Haus den Schlaf. Nun, ihr sollt auch nicht schlafen, ihr sollt in jedem Augenblick fühlen, daß mir die Zähne weh tun. Ich bin jetzt für euch nicht mehr der Held, der ich früher scheinen wollte, sondern einfach ein garstiger Mensch, ein geringes Subjekt. Na, in Gottes Namen! Freut mich sehr, daß ihr mich durchschaut habt. Es ist euch widerwärtig, mein unwürdiges Gestöhn mit anzuhören? Na schön, wenn es euch widerwärtig ist; ich werde sogleich noch häßlicher stöhnen ... Verstehen Sie es auch jetzt noch nicht, meine Herren? Nein, offenbar ist doch ein ziemlich hoher Grad geistiger Entwicklung und Bildung erforderlich, um die feinsten Nuancen dieses Genusses zu verstehen. Sie lachen? Freut mich sehr! Meine Herren, meine Späße zeugen ja freilich von schlechtem Ton, sind ungeschickt und unklar und ermangeln des rechten Selbstvertrauens. Aber das kommt eben daher, daß

ich mich selbst nicht achte. Kann denn ein Mensch, der zur Erkenntnis gelangt ist, noch irgendwelche Selbstachtung besitzen?

V

Na, ist es möglich, ist es denn überhaupt möglich, daß derjenige Selbstachtung besitzt, der es tatsächlich darauf anlegt, sogar in dem Gefühl seiner eigenen Erniedrigung einen Genuß zu finden? Ich rede so nicht etwa aus irgendwelchen abgeschmackten Gedanken an Reue. Es widerstrebte mir überhaupt, immer zu sagen: „Verzeihen Sie mir, lieber Papa; ich werde es nicht wieder tun" – nicht weil ich unfähig gewesen wäre, das zu sagen, sondern im Gegenteil vielleicht gerade deswegen, weil ich dessen allzu fähig war; und wie fähig! Ich habe mich manchmal sogar absichtlich durch Selbstbeschuldigung in eine unangenehme Lage gebracht, in Fällen, wo mich nicht die geringste Schuld traf. Das war das allerschlimmste. Und dazu geriet ich in eine so gerührte, reuige Stimmung, vergoß Tränen und betrog natürlich mich selbst, obgleich ich mich ganz und gar nicht verstelle; es war eben mein Herz, das mir solche dummen Streiche spielte... Ich konnte dabei nicht einmal die Naturgesetze beschuldigen, obgleich doch gerade sie mich mein Leben lang beständig und am allermeisten geschädigt haben. Es ist widerwärtig, sich an all das zu erinnern, und es war auch damals widerwärtig. Manchmal erkannte ich ja schon nach wenigen Minuten, daß das alles Unaufrichtigkeit war, abscheuliche Unaufrichtigkeit und Lüge, ich meine alle diese Anfälle von Reue und Rührung, alle diese Gelöbnisse einer geistigen Wiedergeburt. Nun fragen Sie vielleicht, warum ich mich so wand und krümmte und mich quälte. Darauf antworte ich: weil es mir zu langweilig war, die Hände in den Schoß zu legen; so ließ ich mich denn auf solchen Hokuspokus ein. Es verhält sich wirklich so. Achten Sie einmal besser auf sich selbst, meine Herren, dann werden Sie einsehen, daß es sich so verhält. Ich habe mir sogar Abenteuer ausgedacht und mir ein anderes Leben ersonnen, um wenigstens auf diese Weise etwas zu erleben. Wie oft geschah es, daß ich, nun, sagen wir zum Beispiel, mich beleidigt gefühlt habe, ganz unvermittelt, ohne jeden Grund, absichtlich; und meistens weiß man dabei selbst, daß man sich ohne Grund

gekränkt fühlt und sich nur aufhetzt; man bringt sich aber doch dahin, daß man sich zuletzt wirklich und wahrhaftig beleidigt fühlt. Ich habe mein Leben lang einen eigentümlichen Drang verspürt, solche Kunststücke zu machen, daß ich mich schließlich selbst nicht mehr in der Gewalt hatte. Einmal wollte ich mich mit aller Macht verlieben, sogar zweimal. Ich litt dabei, meine Herren; das kann ich Ihnen versichern. In tiefster Seele glaubt man nicht, daß man leidet; der Spott regt sich; aber dennoch leide ich, sogar echt und aufrichtig; ich werde eifersüchtig, ich gerate außer mir ... Und das alles aus Langeweile, meine Herren, alles aus Langeweile; die Untätigkeit hat mich erdrückt. Denn die direkte, regelmäßige, unmittelbare Frucht der Erkenntnis ist die Untätigkeit, das heißt das bewußte Dasitzen mit den Händen im Schoß. Ich habe davon bereits gesprochen. Ich wiederhole es nachdrücklich: alle Männer des unmittelbaren praktischen Handelns sind eben deshalb tätig, weil sie stumpfsinnig und beschränkt sind. Wie ist das zu erklären? Nun, folgendermaßen: durch ihre Beschränktheit sehen sie die nächstliegenden und damit zweitrangigen Ursachen für die ursprünglichen an und gelangen auf diese Weise schneller und leichter als andere Menschen zu der Überzeugung, daß sie eine unanfechtbare Grundlage für ihr Handeln gefunden haben; na, damit beruhigen sie sich dann; und das ist ja die Hauptsache. Denn wenn man anfangen soll zu handeln, so muß man vorher vollständig ruhig sein, und es darf keine Zweifel mehr geben. Aber wie könnte zum Beispiel ich mich beruhigen? Wo habe ich Grundursachen, auf die ich mich stützen könnte; wo habe ich die erforderlichen Grundlagen? Woher soll ich sie nehmen? Ich übe mich im Denken, und folglich zieht bei mir jede Grundursache sofort eine andere, noch tiefer liegende Ursache nach sich und so weiter bis ins Unendliche. Darin besteht eben das Wesen aller Erkenntnis und alles Denkens. Da wären wir schon wieder bei den Naturgesetzen. Nun, und was ist schließlich das Resultat? Das Resultat ist ebendasselbe. Erinnern Sie sich einmal: ich habe vorhin von der Rache gesprochen. (Sie haben das gewiß nicht verstanden.) Ich habe gesagt: der Mensch rächt sich, weil er die Rache für einen Akt der Gerechtigkeit ansieht. Also hat er eine Grundursache gefunden, nämlich die Gerechtigkeit. Folglich ist er in jeder Beziehung beruhigt; mithin rächt er sich ruhig und erfolgreich, da er überzeugt ist, daß er eine ehren-

hafte, gerechte Handlung vollführt. Ich dagegen sehe darin keine Gerechtigkeit, und eine Tugend finde ich darin ebenfalls nicht; folglich, wenn ich mich räche, so tue ich es höchstens aus Bosheit. Die Bosheit könnte ja nun zwar alles überwinden, alle meine Zweifel und Bedenken, und könnte also mit vollem Erfolg statt einer Grundursache dienen, eben weil sie keine Ursache ist. Aber was soll ich machen, wenn ich nicht einmal Bosheit besitze (davon habe ich ja vorhin zu reden begonnen). Die Bosheit unterliegt bei mir, wieder infolge dieser verdammten Gesetze der Erkenntnis, einem chemischen Zersetzungsprozeß. Man sieht: der Gegenstand verflüchtigt sich, die Gründe verdampfen, ein Schuldiger ist nicht zu finden, die Beleidigung stellt sich nicht als Beleidigung, sondern als Fatum heraus, als etwas im Genre der Zahnschmerzen, an denen niemand die Schuld trägt, und folglich bleibt wieder nur ebenjener selbe Ausweg übrig, das heißt, möglichst schmerzhaft die Wand zu prügeln. Na, da verzichtet man denn entsagungsvoll, weil man die Grundursache nicht gefunden hat. Aber versuche es einmal, laß dich durch dein Gefühl blindlings ohne Überlegung und ohne Grundursache hinreißen, jage die Erkenntnis wenigstens für eine Weile davon, hasse oder liebe, nur um nicht die Hände in den Schoß zu legen; übermorgen (und das ist schon der späteste Termin) wirst du anfangen, dich dafür zu verachten, daß du dich selbst wissentlich hinters Licht geführt hast. Das Resultat ist: eine Seifenblase und Untätigkeit. O meine Herren, vielleicht halte ich mich nur deswegen für einen klugen Menschen, weil ich mein Leben lang weder etwas zu beginnen noch etwas zu beenden vermocht habe. Nun gut, mag ich ein Schwätzer sein, ein unschädlicher, lästiger Schwätzer wie wir alle. Aber was ist zu tun, wenn der einzige wahre Beruf jedes verständigen Menschen ist zu schwatzen, das heißt, bewußt leeres Stroh zu dreschen?

VI

O wenn ich doch lediglich aus Faulheit nichts täte! O Gott, welche Hochachtung würde ich dann vor mir empfinden! Ich würde mich deswegen achten, weil ich imstande wäre, wenigstens Faulheit mein eigen zu nennen, weil ich dann wenigstens eine positive Eigenschaft besäße, von der ich selbst überzeugt

wäre. Auf die Frage: „Was ist das für ein Mann?" würde dann die Antwort lauten: „Ein Faulpelz", und es würde mir höchst angenehm sein, das über mich zu hören. Dann wäre ich nämlich positiv definiert; dann gäbe es doch etwas, was über mich gesagt werden kann. „Ein Faulpelz!", das ist ja ein Beruf und eine Bestimmung, das ist ja eine Karriere. Lachen Sie nicht; es ist wirklich so. Ich wäre dann rechtmäßiges Mitglied des vornehmsten Klubs und würde mich nur damit beschäftigen, mich unaufhörlich selbst zu achten. Ich habe einen Herrn gekannt, der sein Leben lang darauf stolz war, daß er sich auf Lafite verstand. Er hielt dies für einen positiven Vorzug, der ihm eigen sei, und zweifelte nie an seinen Verdiensten. Er starb nicht nur mit ruhigem Gewissen, sondern sogar mit dem triumphierenden Bewußtsein seiner Vortrefflichkeit und hatte damit vollkommen recht. Ich aber würde mir dann eine bestimmte Laufbahn wählen: ich würde Faulpelz und Vielfraß sein, aber nicht so ein gewöhnlicher, sondern zum Beispiel einer, der eine Empfindung für alles Schöne und Erhabene hat. Wie gefällt Ihnen das? Mir hat das schon lange als Ideal vorgeschwebt. Dieses „Schöne und Erhabene" hat mich in meinen vierzig Jahren schwer belastet; das lag jedoch an meinem Wesen in diesen vierzig Jahren; aber dann – oh, dann stände die Sache anders! Ich hätte sogleich eine meiner Eigenart entsprechende Tätigkeit gefunden, nämlich auf das Wohl alles Schönen und Erhabenen zu trinken. Ich würde jede Gelegenheit benutzen, um zuerst in meinen Becher eine Träne fallen zu lassen und ihn dann auf alles Schöne und Erhabene zu leeren. Ich würde dann alles in der Welt in Schönes und Erhabenes verwandeln; in dem unbestritten garstigsten Abschaum würde ich das Schöne und Erhabene finden. Ich würde mir angewöhnen, so viel zu weinen wie ein nasser Schwamm. Da hat zum Beispiel der Maler Gay ein Bild gemalt. Sofort trinke ich auf seine Gesundheit, weil ich alles Schöne und Erhabene liebe. Ein Schriftsteller hat einen Aufsatz verfaßt mit dem Titel: „Wie es jedem recht ist"; sofort trinke ich auf diese Schrift, weil ich alles Schöne und Erhabene liebe. Für diese meine Tätigkeit beanspruche ich, daß man mich hochachte, und werde denjenigen als meinen Feind betrachten, der mir keine Hochachtung zollt. Ich werde ein ruhiges Leben führen und mit einem Gefühl des Triumphes sterben – und das ist doch entzückend, geradezu entzückend! Und einen

solchen Bauch würde ich mir dann stehenlassen und ein solches dreifaches Kinn zulegen und meiner Nase zu einer so schönen roten Farbe verhelfen, daß jeder bei meinem Anblick sagen würde: „Das ist ein Pfundskerl! Das ist etwas wirklich Positives!“ Und da mögen Sie sagen, was Sie wollen, meine Herren, aber solche Urteile zu hören ist ein wahrer Genuß in unserem negativen Jahrhundert.

VII

Aber das alles sind nur goldene Träume. O sagen Sie mir doch, wer war der erste, der die Behauptung aufstellte und die Lehre verkündete, der Mensch tue nur deswegen Böses, weil er seine wahren Interessen nicht kenne; wenn man ihn darüber aufkläre, ihm die Augen über seine wahren, normalen Interessen öffne, dann werde der Mensch augenblicklich aufhören, Böses zu tun, und sogleich gut und edel werden; denn wenn er über seinen wahren Vorteil aufgeklärt sei und ihn verstehe, so werde er im Guten seinen eigenen Vorteil erkennen; nun könne aber bekanntlich kein Mensch bewußt gegen seinen eigenen Vorteil handeln; folglich werde er mit Notwendigkeit anfangen, Gutes zu tun. O du Säugling! O du reines, unschuldiges Kind! Aber erstens, wann ist es denn in allen diesen Jahrtausenden vorgekommen, daß ein Mensch nur um des eigenen Vorteils willen gehandelt hätte? Was soll man denn mit den millionenfachen Tatsachen anfangen, die deutlich bezeugen, daß die Menschen bewußt, das heißt in voller Erkenntnis ihrer wahren Vorteile, diese Vorteile unbeachtet gelassen und mit stürmischem Eifer auf gut Glück und aufs Geratewohl einen andern Weg eingeschlagen haben, ohne durch eine Person oder Sache dazu gezwungen zu sein, anscheinend nur aus Abneigung gegen den ihnen gewiesenen Weg, und daß sie eigenwillig und hartnäckig einen anderen, schwierigen, unsinnigen Weg verfolgt haben, den sie beinahe im dunkeln suchten? Offenbar waren ihnen dieser Eigenwille und diese Hartnäckigkeit angenehmer als alle Vorteile... Vorteil! Worin besteht der Vorteil? Wollen Sie sich anheischig machen, ganz genau zu definieren, worin eigentlich der Vorteil des Menschen besteht? Wie aber, wenn es manchmal vorkommt, daß der Vorteil des Menschen nicht nur darin bestehen kann, sondern sogar darin bestehen muß, daß

der Betreffende sich das Schlechte wünscht und nicht das Vorteilhafte? Wenn dem aber so ist, wenn dieser Fall überhaupt möglich ist, so fällt die ganze Regel zusammen. Wie denken Sie darüber: Kommt ein solcher Fall vor? Sie lachen; lachen Sie ruhig, meine Herren; aber antworten Sie nur auf eine Frage: Hat denn jemand von den Vorteilen des Menschen eine ganz zuverlässige Aufstellung angefertigt? Gibt es nicht Vorteile, die nicht nur in keiner Kategorie untergebracht sind, sondern sich auch in keiner unterbringen lassen? Soviel ich weiß, meine Herren, haben Sie ja Ihr Register der menschlichen Vorteile als Durchschnitt aus den statistischen Ziffern und den ökonomischen Formeln entnommen. Ihre Vorteile sind doch: Wohlleben, Reichtum, Freiheit, Ruhe, na und so weiter und so weiter, so daß ein Mensch, der zum Beispiel mit klarer Einsicht gegen dieses Register handeln würde, nach Ihrer (na, und allerdings auch nach meiner) Ansicht ein Obskurant oder ein vollständig Verrückter wäre, nicht wahr? Aber da ist nun eines erstaunlich: woher kommt es, daß alle diese Statistiker, Weisen und Freunde des Menschengeschlechts bei der Aufzählung der menschlichen Vorteile ständig einen gewissen Vorteil auslassen? Sie stellen ihn nicht so in Rechnung, wie sich das gehören würde, und doch hängt davon die ganze Rechnung ab. Der Verlust wäre eigentlich nicht groß; man brauchte ihn nur zu nehmen, diesen Vorteil, und in die Liste einzufügen. Aber das Malheur besteht eben darin, daß dieser wunderliche Vorteil unter keine Kategorie fällt und in keinem Verzeichnis Platz findet. Ich habe zum Beispiel einen Freund... Ach, meine Herren, er ist ja auch Ihr Freund, und wessen Freund wäre er denn nicht? Wenn dieser Mann eine Handlung beginnt, so wird er Ihnen sofort mit großer Redseligkeit und Klarheit erläutern, wie er nach den Gesetzen der Vernunft und Wahrheit handeln muß. Ja noch mehr: er wird aufgeregt und leidenschaftlich von den wahren, normalen Interessen der Menschen reden; in spöttischen Ausdrücken wird er die kurzsichtigen Dummköpfe tadeln, die weder ihre Vorteile noch die wahre Bedeutung der Tugend verstehen, und – genau eine Viertelstunde darauf wird er ohne jeden äußeren Anlaß, einfach aus einem inneren Trieb heraus, der stärker ist als alle seine Interessen, eine ganz andere Melodie anstimmen, das heißt, er wird gegen das von ihm selbst Behauptete handeln: gegen die Gesetze der Vernunft und gegen seinen eigenen Vorteil, na,

kurz, gegen alles... Ich mache darauf aufmerksam, daß mein Freund eine Kollektivperson ist und es deshalb nicht angebracht ist, ihn allein zu beschuldigen. Das ist es eben, meine Herren: Gibt es nicht tatsächlich etwas, was fast jedem Menschen teurer ist als seine besten Vorteile, oder (um nicht gegen die Logik zu verstoßen) gibt es einen vorteilhaftesten Vorteil (eben jenen außer acht gelassenen, von dem ich soeben gesprochen habe), der wichtiger und vorteilhafter ist als alle anderen Vorteile und um dessentwillen der Mensch nötigenfalls bereit ist, gegen alle Gesetze zu handeln, das heißt gegen Vernunft, Ehre, Ruhe, Wohlleben, kurz, gegen alle diese schönen, nützlichen Dinge, wenn er nur den ursächlichen, vorteilhaftesten Vorteil erlangt, der ihm teurer ist als alles?

„Na, aber er strebt doch auch nach einem Vorteil!" unterbrechen Sie mich. Erlauben Sie, wir wollen uns darüber noch näher unterhalten, und es handelt sich dabei nicht um ein mehrdeutiges Wort, sondern darum, daß dieser Vorteil gerade dadurch bemerkenswert ist, daß er alle Ihre Klassifikationen über den Haufen wirft und alle Systeme, die von den Freunden des Menschengeschlechts für das Glück des Menschengeschlechts aufgestellt sind, beständig zunichte macht. Kurz, er stört alles. Aber bevor ich Ihnen diesen Vorteil nenne, will ich mich persönlich kompromittieren und erkläre darum dreist, daß alle die schönen Systeme, alle die Theorien, die die Menschheit über ihre wahren, normalen Interessen aufklären wollen, damit sie dann nicht umhinkönne, nach der Erreichung dieser Interessen zu streben, und sofort gut und edel werde – daß das alles meiner Ansicht nach vorläufig nur falsche Logik ist! Ja, falsche Logik. Denn diese Theorie von der Erneuerung des Menschengeschlechts mittels eines Systems seiner eigenen Vorteile zu verfechten, das ist meines Erachtens fast dasselbe, als wenn man der Behauptung Buckles beipflichtet, daß der Mensch durch die Zivilisation milder, also weniger blutdürstig und zum Krieg weniger geneigt und fähig werde. Dieses Resultat ergibt sich, glaube ich, bei ihm auf logischem Wege. Aber der Mensch besitzt eine solche Leidenschaft für Systematik und abstrakte Folgerungen, daß er es fertigbringt, bewußt die Wahrheit zu verdrehen und mit sehenden Augen nicht zu sehen und mit hörenden Ohren nicht zu hören, um nur seiner Logik recht geben zu können. Ich wähle dieses Beispiel deswegen, weil es besonders klar und einleuchtend ist. Sehen Sie doch

nur um sich: Das Blut fließt in Strömen, und noch dazu so lustig wie Champagner. Werfen Sie einen Blick auf unser neunzehntes Jahrhundert, in dem auch Buckle gelebt hat. Da haben Sie Napoleon, sowohl den Großen als den jetzigen. Da haben Sie Nordamerika, die ewige Union. Da haben Sie endlich noch Schleswig-Holstein, diese Karikatur... Und welchen mildernden Einfluß übt denn die Zivilisation auf unser Wesen aus? Die Zivilisation verhilft dem Menschen nur zur Vielseitigkeit der Empfindungen – weiter hat sie absolut keine Wirkung. Und durch die Entwicklung dieser Vielseitigkeit wird der Mensch womöglich noch dahin gelangen, im Blutvergießen einen Genuß zu finden. Das ist auch bereits geschehen. Haben Sie bemerkt, daß gerade die raffiniertesten Blutvergießer fast ausnahmslos die zivilisiertesten Herren waren, mit denen Männer wie Attila und Stenka Rasin so manches Mal gar nicht zu vergleichen waren, und wenn sie einem nicht so stark in die Augen springen wie Attila und Stenka Rasin, so kommt das eben daher, daß sie gar zu häufig vorkommen und gar zu gewöhnliche Erscheinungen geworden sind. Wenigstens ist durch die Zivilisation der Blutdurst des Menschen zwar nicht größer, aber sicherlich häßlicher und schändlicher als früher geworden. Früher sah der Mensch im Blutvergießen eine Handlung der Gerechtigkeit und mordete den zu Ermordenden mit ruhigem Gewissen; jetzt halten wir zwar das Blutvergießen für etwas Schändliches, geben uns aber doch mit dieser Schändlichkeit ab, und in noch größerem Umfang als früher. Was ist nun schlechter? Urteilen Sie selbst! Man sagt, Kleopatra (entschuldigen Sie, daß ich ein Beispiel aus der römischen Geschichte nehme!) fand Vergnügen daran, ihren Sklavinnen goldene Nadeln in die Brüste zu bohren, und habe in deren Geschrei und Qualen einen Genuß gefunden. Sie werden sagen, das sei in (relativ gesprochen) barbarischen Zeiten geschehen; auch jetzt seien noch barbarische Zeiten, da (wiederum relativ gesprochen) auch jetzt noch Nadeln zu solchen Zwecken benutzt würden; der Mensch habe jetzt zwar gelernt, manchmal klarer zu sehen als in den barbarischen Zeiten, habe sich aber noch lange nicht daran gewöhnt, so zu handeln, wie ihm Vernunft und Wissenschaft vorschrieben. Aber doch sind Sie völlig überzeugt, daß er sich mit Sicherheit daran gewöhnen wird, sobald einige alte schlechte Gewohnheiten vergangen sein werden und die gesunde Vernunft und die

Wissenschaft die menschliche Natur vollständig umgebildet und ihr die normale Richtung gegeben haben werden. Sie sind überzeugt, der Mensch werde dann von selbst aufhören, freiwillig Fehler zu begehen, unwillkürlich werde er sozusagen seinen Willen mit seinen normalen Interessen in Einklang bringen. Ja noch mehr: dann, sagen Sie, wird die Wissenschaft den Menschen darüber belehren (obwohl das nach meiner Ansicht sogar Luxus ist), daß er tatsächlich weder Willen noch Eigensinn besitzt und auch niemals besessen hat, sondern daß er selbst nichts weiter ist als eine Art Klaviertaste oder der Stift in einem Leierkasten und daß es außerdem auf der Welt noch die Naturgesetze gibt, so daß alles, was er tut, überhaupt nicht nach seinem Willen, sondern von selbst, nach den Naturgesetzen geschieht. Folglich braucht man diese Naturgesetze nur zu erforschen, und der Mensch wird für seine Handlungen nicht mehr verantwortlich sein und ein überaus leichtes Leben haben. Alle menschlichen Handlungen werden dann selbstverständlich nach diesen Gesetzen mathematisch in Form einer Logarithmentafel bis 108 000 ausgerechnet und in einen Kalender eingetragen werden; oder, noch besser, es werden einige wohlgemeinte Bücher, nach Art der jetzigen Konversationslexika, erscheinen, in denen alles so genau ausgerechnet und angegeben sein wird, daß auf der Welt künftig keine unerwarteten Taten oder Begebenheiten mehr vorkommen werden.

Dann (all das sagen Sie) werden neue wirtschaftliche Verhältnisse eintreten, die schon vollständig vorbereitet und ebenfalls mit mathematischer Genauigkeit ausgerechnet sein werden, so daß mit einem Schlag alle Fragen verschwinden werden, ebendeswegen, weil sie sämtlich ihre umfassenden Antworten erhalten. Dann wird ein Kristallpalast erbaut werden. Dann ... na, kurz gesagt, dann wird ein märchenhaftes Leben beginnen. Allerdings kann man nicht garantieren (das sage jetzt wieder ich), daß es dann nicht zum Beispiel furchtbar langweilig sein wird (denn was soll man überhaupt noch tun, wenn alles schon in Tabellen ausgerechnet ist?); aber dafür wird alles außerordentlich vernünftig zugehen. Freilich, auf was für Einfälle gerät man nicht aus Langeweile! Auch die goldenen Nadeln werden ja aus Langeweile hineingebohrt; aber das alles wäre noch nichts. Ärgerlich daran ist (das sage wiederum ich), daß die Menschen dann am Ende womöglich an den goldenen Nadeln

noch ihre Freude haben werden. Denn der Mensch ist ja dumm, phänomenal dumm. Das heißt, dumm ist er zwar eigentlich überhaupt nicht, aber dafür ist er so undankbar, daß man bei allem Suchen nichts Undankbareres finden kann. So werde ich mich zum Beispiel nicht im geringsten wundern, wenn auf einmal mir nichts, dir nichts mitten in der allgemeinen zukünftigen Vernünftigkeit ein Gentleman mit unvornehmer Physiognomie oder, besser gesagt, mit der Physiognomie eines Reaktionärs und Spötters aufträte, die Hände in die Seiten stemmte und zu uns sagte: „Wie ist's, meine Herren? Wollen wir nicht dieser ganzen Vernünftigkeit ohne weiteres einen Tritt geben, bloß damit die Logarithmen zum Teufel gehen und wir wieder nach unserm einfältigen Willen leben können?" Und das wäre noch nicht weiter schlimm; aber das Bedauerliche ist, daß er mit Sicherheit Nachfolger finden würde: das liegt eben in der Natur des Menschen. Und all das aus einem ganz nichtigen Grund, der, wie es scheint, nicht einmal der Erwähnung wert ist: nämlich deswegen, weil der Mensch immer und überall am liebsten so gehandelt hat, wie er wollte, und durchaus nicht so, wie ihm Vernunft und Vorteil geboten; wollen aber kann man auch gegen den eigenen Vorteil, und manchmal ist es sogar unbedingt erforderlich (das ist nun eben meine Anschauung). Das eigene freie Wollen, die eigene, wenn auch noch so wunderliche Laune, die eigenen phantastischen Einfälle, mögen sie auch manchmal geradezu an Wahnwitz grenzen, das, das alles ist eben jener außer acht gelassene vorteilhafteste Vorteil, der sich in keine Kategorie einfügen läßt und durch den alle Systeme und Theorien beständig zum Teufel gehen. Und woher haben alle diese Weisen ihre Ansicht genommen, daß der Mensch ein normales, tugendhaftes Wollen brauche? Warum haben sie sich gerade die Vorstellung zurechtgemacht, daß der Mensch unbedingt ein vernünftiges, vorteilhaftes Wollen brauche? Was der Mensch braucht, ist einzig und allein ein selbständiges Wollen, was auch immer diese Selbständigkeit kosten und wohin auch immer sie führen mag. Na, und das Wollen, weiß der Teufel ...

„Hahaha! Aber ein Wollen gibt es ja, wenn Sie es genau nehmen, überhaupt nicht!" unterbrechen Sie mich lachend. „Die Wissenschaft hat den Menschen bereits so weit seziert, daß wir auch jetzt schon wissen, daß das Wollen und der sogenannte freie Wille nichts anderes sind als..."
Warten Sie, meine Herren, davon wollte ich ja selbst sprechen. Ich muß gestehen, ich habe einen tüchtigen Schreck bekommen. Ich wollte gerade ausrufen, daß das Wollen weiß der Teufel wovon abhänge und daß wir dafür am Ende Gott dankbar sein müßten; aber da fiel mir die Wissenschaft ein, und... ich verstummte. Und in diesem Augenblick fingen Sie an zu reden. In der Tat, wenn wirklich einmal die Formel für all unser Wollen und für all unsere Launen gefunden sein wird, das heißt, wovon sie abhängen, nach welchen Gesetzen sie entstehen, wie sie sich ausbreiten, wohin in diesem oder jenem Fall ihr Streben geht und so weiter, das heißt die richtige mathematische Formel – dann wird der Mensch vielleicht sofort aufhören zu wollen, ja, das wird er bestimmt tun. Na, was ist das für ein Vergnügen, nach der Tabelle zu wollen? Und damit nicht genug: er verwandelt sich sogleich aus einem Menschen in den Stift eines Leierkastens oder etwas Ähnliches; denn was ist ein Mensch ohne Wünsche und ohne Wollen anderes als ein Stift auf der Walze eines Leierkastens? Wie denken Sie darüber? Lassen Sie uns die Wahrscheinlichkeiten berechnen, ob das geschehen kann oder nicht!
„Hm...", erwidern Sie; „die Fehlerhaftigkeit unserer Wünsche stammt größtenteils aus einem fehlerhaften Urteil über unsere Vorteile. Wir wollen manchmal ebendeswegen reinen Unsinn, weil wir nach unserer Dummheit in diesem Unsinn den leichtesten Weg zur Erlangung eines vermeintlichen Vorteils sehen." Na, aber wenn nun das alles klar auseinandergesetzt und auf dem Papier ausgerechnet sein wird (was leicht möglich ist, da es doch schmählich und sinnlos wäre, im voraus zu glauben, der Mensch werde gewisse Naturgesetze niemals erkennen), dann wird es selbstverständlich keine sogenannten Wünsche mehr geben. Denn wenn erst einmal das Wollen mit der Vernunft vollständig im Einklang sein wird, dann werden wir nur vernunftgemäß denken, aber nicht wollen, ebendeswegen, weil es unmöglich ist, beispielsweise gleichzeitig vernünf-

tig zu sein und Sinnloses zu wollen und auf diese Art wissentlich gegen die Vernunft zu handeln und sich selbst Schaden zu wünschen... Aber da alle Wünsche und vernunftmäßigen Überlegungen tatsächlich in Zukunft einmal berechnet werden können (denn irgendwann werden doch die Gesetze unseres sogenannten freien Willens erforscht werden), wird sich wirklich, ganz ohne Spaß so etwas wie eine Tabelle herstellen lassen, so daß wir tatsächlich nach dieser Tabelle „wollen" werden. Denn wenn man mir zum Beispiel vorrechnet und beweist, daß ich jemanden mit einer gewissen Handbewegung verspottet habe, und zwar deshalb, weil ich nicht umhinkonnte, es zu tun, und daß ich es unbedingt mit der bestimmten Fingerhaltung habe tun müssen – was bleibt mir da an freiem Willen, besonders wenn ich ein Gelehrter bin und irgendwo einen wissenschaftlichen Kursus absolviert habe? Ich kann ja dann mein ganzes Leben auf dreißig Jahre im voraus berechnen; kurz, wenn die Dinge sich so gestalten, so werden wir nichts dagegen machen können; wir müssen uns dann eben dareinfinden. Und überhaupt müssen wir uns unermüdlich vor Augen halten, daß in dem und dem Moment und unter den und den Umständen die Natur uns nicht um Erlaubnis fragt und daß wir sie so hinnehmen müssen, wie es ist, und nicht so, wie wir sie uns in der Phantasie vorstellen; und wenn wir uns tatsächlich auf dem Weg zur Tabelle und zum Kalender, na, und am Ende sogar zur Retorte befinden, so ist da weiter nichts zu machen, dann müssen wir auch die Retorte hinnehmen. Sonst wird sie sich von selbst, ohne unsere Zustimmung, durchsetzen...

Ja, aber sehen Sie, gerade hier liegt für mich die Schwierigkeit! Meine Herren, verzeihen Sie mir, daß ich ins Grübeln und Klügeln geraten bin; das machen die vierzig Jahre, die ich in Einsamkeit verlebt habe! Erlauben Sie, daß ich mich ein bißchen meiner Phantasie überlasse. Sehen Sie mal: die Vernunft, meine Herren, ist zweifellos ein gut Ding; aber die Vernunft ist nur Vernunft und befriedigt nur die vernunftmäßige Fähigkeit des Menschen; das Wollen aber ist eine Bekundung des gesamten Lebens, das heißt des gesamten menschlichen Lebens nebst der Vernunft und allem sonstigen Zubehör. Und obgleich unser Leben bei dieser Bekundung sich oft als rechter Unsinn erweist, so ist es doch Leben und nicht nur das bloße Ziehen einer Quadratwurzel. Ich will ja zum Beispiel

ganz natürlich leben, um meiner gesamten Lebensfähigkeit Genüge zu tun und nicht bloß meiner Fähigkeit, vernunftgemäß zu denken, das heißt etwa dem zwanzigsten Teil meiner Lebensfähigkeit. Was weiß denn die Vernunft? Die Vernunft weiß nur das, was sie erfahren hat (manches wird sie vielleicht überhaupt nie erfahren; das ist zwar kein Trost, aber warum soll man es nicht aussprechen?); aber die menschliche Natur handelt als ein vollkommenes Ganzes, mit allem, was zu ihr gehört, bewußt und unbewußt, und wenn sie auch Unsinn macht, so lebt sie doch. Ich vermute, meine Herren, daß Sie mich mitleidig ansehen; Sie wiederholen mir, daß eine gebildete, aufgeklärte Person, wie es der Mensch der Zukunft sein werde, nicht imstande sei, sich persönlich bewußt etwas Unvorteilhaftes zu wünschen; das sei mathematisch sicher. Völlig einverstanden; das ist wirklich mathematisch sicher. Aber ich wiederhole Ihnen zum hundertsten Mal: Es gibt nur einen Fall, nur einen einzigen, wo der Mensch absichtlich und bewußt sich sogar etwas Schädliches, Dummes, ja etwas riesig Dummes wünschen kann, nämlich um das Recht zu haben, sich auch einmal etwas riesig Dummes zu wünschen, und nicht durch die Pflicht dazu gezwungen zu sein, sich nur Kluges zu wünschen. Dieses riesig Dumme, diese eigene Laune, meine Herren, kann tatsächlich für unsereinen das Vorteilhafteste von allem auf der Welt sein, besonders in manchen Fällen. Und speziell kann es vorteilhafter als alle Vorteile sogar in einem Fall sein, wo es uns offenbaren Schaden bringt und unseren gesündesten vernunftbedingten Ansichten über Vorteile widerstrebt; denn es erhält uns in jedem Fall das Wichtigste und Wertvollste, nämlich unsere Persönlichkeit und unsere Individualität, wenigstens behaupten manche, daß dies tatsächlich für den Menschen das Wertvollste sei. Das Wollen kann sich allerdings, wenn es will, auch mit der Vernunft vereinigen, namentlich wenn man diese nicht mißbraucht, sondern maßvoll verwendet; das ist nützlich und bisweilen auch lobenswert. Aber sehr oft und sogar größtenteils befindet sich das Wollen mit der Vernunft in völliger, hartnäckiger Unstimmigkeit, und ... und ... und wissen Sie wohl, daß auch dies nützlich und sogar manchmal sehr lobenswert ist? Meine Herren, nehmen wir an, der Mensch sei nicht dumm. (Das kann man auch wirklich nicht von ihm sagen, schon allein aus folgendem Grund: Wenn er dumm wäre, wer wäre dann klug?) Aber

wenn er nicht dumm ist, so ist er doch in erstaunlichem Grade undankbar! Undankbar in ganz phänomenaler Weise! Ich glaube sogar, daß die beste Definition des Menschen folgende ist: ein zweibeiniges, undankbares Wesen. Aber das ist noch nicht alles; das ist noch nicht sein Hauptfehler; sein Hauptfehler ist die ständige Immoralität, die von der Sintflut bis zur schleswig-holsteinischen Periode der Menschheitsgeschichte ohne Unterbrechung gedauert hat. Die Immoralität und infolgedessen auch die Unvernunft; denn es ist längst bekannt, daß die Unvernunft aus nichts anderem hervorgeht als aus der Immoralität. Versuchen Sie es doch einmal und werfen Sie einen Blick auf die Geschichte des Menschengeschlechts: nun, was sehen Sie da? Großartigkeit? Meinetwegen auch Großartigkeit; schon, beispielsweise, der Koloß von Rhodos, was ist der wert? Es hat etwas Bedeutsames, wenn Herr Anajewski von ihm bezeugt, daß die einen gesagt hätten, er sei ein Gebilde von Menschenhand, andere aber der Ansicht gewesen wären, er sei von der Natur geschaffen. Oder Buntscheckigkeit? Meinetwegen auch Buntscheckigkeit: wenn man nur in allen Jahrhunderten und bei allen Völkern die Paradeuniformen der Militärs und Beamten durchmustern wollte, was wäre das allein schon für eine Arbeit; und wenn man nun noch die Uniformen der Beamten hinzunähme, so ergäbe sich eine Aufgabe, der kein Historiker gewachsen wäre. Oder Einförmigkeit? Na, meinetwegen auch Einförmigkeit: die Menschen prügeln sich und prügeln sich; sie prügeln sich jetzt und haben sich früher geprügelt und werden sich in Zukunft prügeln – Sie müssen zugeben, daß das sogar im höchsten Grade einförmig ist. Kurz, man kann über die Weltgeschichte alles mögliche sagen, alles, was nur der unbändigsten Phantasie in den Kopf kommen kann. Nur eines kann man nicht sagen: daß sie vernünftig wäre. Wenn Sie das zu sagen versuchten, würde Ihnen gleich die erste Silbe im Hals steckenbleiben, daß Sie husten müßten. Und nun sehen Sie einmal, was für einen wunderbaren Vorgang man alle Augenblicke erlebt: fortwährend treten im Leben solche sittlich guten und vernünftigen Leute, solche Weisen und Freunde des Menschengeschlechts auf, die sich ausdrücklich die Aufgabe stellen, ihr Leben lang möglichst sittlich gut und vernünftig zu sein, sozusagen ihren Nächsten ein leuchtendes Vorbild zu geben, speziell um ihnen zu beweisen, daß man tatsächlich auf der Welt sittlich gut und

vernünftig leben kann. Und was ist das Resultat? Bekanntlich sind viele dieser Menschenfreunde, früher oder später, gegen Ende ihres Lebens sich selbst untreu geworden und haben so manchen Streich, bisweilen sogar von der unanständigsten Sorte, begangen. Nun frage ich Sie: Was kann man von dem Menschen als von einem mit so sonderbaren Eigenschaften begabten Wesen erwarten? Überschütten Sie ihn mit allen irdischen Gütern, versenken Sie ihn in Glück bis über den Kopf, so daß, wie im Wasser, nur Blasen an die Oberfläche des Glückes steigen; stellen Sie ihn materiell so günstig, daß er nichts weiter zu tun hat als zu schlafen, Pfefferkuchen zu essen und dafür zu sorgen, daß die Weltgeschichte nicht vor der Zeit aufhört – so wird er, der Mensch, auch dann, und zwar nur aus Undankbarkeit, nur aus Bosheit irgendeine Gemeinheit begehen. Er wird sogar die Pfefferkuchen aufs Spiel setzen und sich absichtlich den verderblichsten Unsinn, den materiell nachteiligsten Blödsinn wünschen, einzig und allein, um dieser ganzen positiven Vernünftigkeit sein eigenes verderbliches phantastisches Element beizumischen. Gerade seine phantastischen Träumereien, seine grundgemeine Dummheit wird er sich zu erhalten wünschen, lediglich um sich selbst den Beweis zu liefern (als wäre das unumgänglich notwendig), daß die Menschen immer noch Menschen sind und keine Klaviertasten, auf denen zwar die Naturgesetze selbst eigenhändig spielen, sich aber so einzuspielen drohen, daß es nicht mehr möglich sein wird, etwas vom Kalender Abweichendes zu wünschen. Und damit noch nicht genug: sogar in dem Fall, daß er sich wirklich als bloße Klaviertaste herausstellt und man ihm das sogar durch die Naturwissenschaften und auf mathematischem Weg beweist, selbst dann wird er sich nicht zur Vernunft bringen lassen, sondern im Gegenteil absichtlich etwas anrichten, nur aus bloßer Undankbarkeit; eigentlich nur, um auf seinem Willen zu bestehen. Und wenn er nicht über die erforderlichen Mittel verfügt, so wird er auf den Gedanken kommen, die Zerstörung und das Chaos herbeizuführen und allerlei Leiden hinzunehmen, um nur auf seinem Willen zu bestehen! Er wird einen Fluch über die ganze Welt aussprechen, und da eben nur der Mensch fluchen kann (das ist sein Privileg, das den hauptsächlichsten Unterschied zwischen ihm und den andern lebenden Wesen bildet), so wird er vielleicht schon allein durch den Fluch seine Absicht errei-

chen, nämlich wirklich zu der Überzeugung gelangen, daß er ein Mensch ist und keine Klaviertaste! Wenn Sie sagen, daß man auch dies alles nach der Tabelle berechnen könne, das Chaos und die Finsternis und den Fluch, so daß schon allein die Möglichkeit der Vorherberechnung den ganzen Widerstand hemme und die Vernunft den Sieg davontrage, so wird in diesem Fall der Mensch absichtlich verrückt werden, um keine Vernunft zu haben und auf seinem Willen zu bestehen! Ich glaube das, ich garantiere das, da alles menschliche Tun, wie es scheint, tatsächlich nur darin besteht, daß der Mensch in jedem Augenblick sich selbst den Beweis liefert, daß er ein Mensch und kein Walzenstift ist! Und wenn es ihm auch schadet, aber er hat sich doch selbst den Beweis geliefert; und mag er sich diesen Beweis auch dadurch geliefert haben, daß er sich zum Troglodyten machte, aber er hat ihn sich doch geliefert. Wie soll man also unter diesen Umständen (mag's auch Sünde sein) sich nicht darüber freuen, daß es mit jenen Einrichtungen noch nichts ist und der Wille vorläufig noch weiß der Teufel wovon abhängt?

Sie rufen mir zu (wenn Sie mich überhaupt noch eines Einwands würdigen), daß mir ja niemand meinen Willen nehmen wolle; es werde lediglich angestrebt, es auf irgendeine Weise so einzurichten, daß mein Wille von selbst, nach seinem eigenen Willen, mit meinen normalen Interessen, mit den Naturgesetzen und mit der Mathematik zusammenfalle.

Ach, meine Herren, was ist das dann noch für ein eigener Wille, wenn die Sache schon bis zur Tabelle und bis zur Mathematik gediehen ist und nur noch der Satz „Zwei mal zwei ist vier" gilt? Zwei mal zwei wird auch ohne meinen Willen vier sein. Kann man da überhaupt noch von freiem Willen reden?

IX

Meine Herren, ich scherze allerdings und weiß selbst, daß ich ungeschickt scherze; aber man darf doch auch nicht alles als Scherz auffassen. Ich knirsche vielleicht mit den Zähnen, während ich scherze. Meine Herren, mich quälen einige Fragen: bitte, beantworten Sie sie mir! Da wollen Sie zum Beispiel den Menschen von seinen alten Gewohnheiten abbringen und

seinen Willen zum Besseren lenken, ihn mit den Forderungen der Wissenschaft und des gesunden Menschenverstands in Einklang bringen. Aber woher wissen Sie denn, daß es nicht nur möglich, sondern sogar notwendig ist, den Menschen so umzugestalten? Woraus schließen Sie, daß das menschliche Wollen so unbedingt gelenkt werden sollte? Kurz, woher wissen Sie, daß eine solche Verbesserung dem Menschen wirklich Vorteil bringen wird? Und wenn ich schon alles sagen darf: Warum sind Sie so fest davon überzeugt, daß es dem Menschen nutzt, wenn er den wahren, normalen, durch die Gründe der Vernunft und durch die Mathematik garantierten Vorteile nicht zuwiderhandelt, und daß das ein für die ganze Menschheit gültiges Gesetz ist? Das ist doch vorläufig nur eine Annahme von Ihnen. Aber wenn es ein Gesetz der Logik ist, so braucht es darum vielleicht noch nicht ein Gesetz der Menschheit zu sein. Sie glauben womöglich, ich sei verrückt, meine Herren? Gestatten Sie, daß ich mich rechtfertige. Ich gebe zu: der Mensch ist ein überwiegend schöpferisches Lebewesen, das dazu verurteilt ist, bewußt nach einem Ziel zu streben und sich mit der Wegebaukunst zu beschäftigen, das heißt, lebenslänglich und ohne Unterlaß sich einen Weg anzulegen, ganz gleich, wohin. Aber gerade deswegen hat er vielleicht manchmal Lust, zur Seite auszuweichen, weil er dazu verurteilt ist, sich diesen Weg zu bahnen, und vielleicht auch noch deswegen, weil, wie dumm auch der Mensch des unmittelbaren praktischen Handelns im allgemeinen sein mag, ihm doch manchmal der Gedanke kommt, daß dieser Weg offenbar fast immer „ganz gleich, wohin" führt und daß die Hauptsache dabei nicht ist, wohin er führt, sondern daß er überhaupt irgendwohin führe und das wohlgesittete Kind nicht die Wegebaukunst an den Nagel hänge und sich dem verderblichen Müßiggang ergebe, der bekanntlich aller Laster Anfang ist. Der Mensch liebt es, schöpferisch tätig zu sein und Wege anzulegen; das ist nicht zu bestreiten. Aber wie kommt es, daß er auch Zerstörung und Chaos leidenschaftlich liebt? Das sagen Sie mir mal! Aber darüber möchte ich gern ein paar Worte gesondert sagen. Liebt er nicht vielleicht Zerstörung und Chaos darum (denn daß er sie manchmal sehr liebt, ist nicht zu bestreiten; das ist nun einmal so), weil er sich instinktiv davor fürchtet, das Ziel zu erreichen und das geschaffene Gebäude zu vollenden? Woher wollen Sie es wissen: Vielleicht

liebt er das Gebäude nur aus der Entfernung, aber ganz und gar nicht aus der Nähe; vielleicht liebt er nur, es zu erschaffen, aber nicht, es zu bewohnen, und überläßt das Wohnen in einem solchen Gebäude aux animaux domestiques, als da sind: Ameisen, Hammel und so weiter. Ja, die Ameisen, die haben einen ganz anderen Geschmack. Sie haben ein bewundernswürdiges Gebäude von ebendieser Art, dessen Bauweise ewig unverändert bleibt: den Ameisenhaufen.
Mit dem Ameisenhaufen haben die achtungswerten Ameisen angefangen, und mit dem Ameisenhaufen werden sie sicherlich auch enden, was ihrer Beständigkeit und ihrer Positivität die größte Ehre macht. Aber der Mensch ist ein leichtsinniges, wankelmütiges Geschöpf und liebt vielleicht, ähnlich einem Schachspieler, nur den Prozeß des Strebens nach dem Ziel, nicht das Ziel selbst. Und wer weiß (garantieren kann man es nicht): vielleicht besteht auch das ganze Ziel, nach dem die Menschheit auf Erden trachtet, nur in diesem ununterbrochenen Prozeß des Strebens, anders ausgedrückt: im Leben selbst, aber nicht eigentlich im Ziel, das natürlich nichts anderes sein kann als „Zwei mal zwei ist vier", also eine Formel; aber „Zwei mal zwei ist vier", das ist ja kein Leben mehr, meine Herren, sondern der Anfang des Todes. Wenigstens hat der Mensch immer dieses „Zwei mal zwei ist vier" gefürchtet, und ich fürchte es auch jetzt. Allerdings tut der Mensch weiter nichts, als daß er dieses „Zwei mal zwei ist vier" sucht, bei diesem Suchen Ozeane durchschwimmt und sein Leben opfert; aber es zu finden, es wirklich zu finden, davor fürchtet er sich gewissermaßen, wahrhaftig. Er fühlt ja, wenn er es gefunden hätte, so gäbe es nichts mehr, was er suchen könnte. Arbeiter, die eine Arbeit beendet haben, bekommen wenigstens Geld, gehen in die Schenke und werden dann auf die Polizeiwache gebracht – na, so haben sie die ganze Woche ihre Beschäftigung. Aber der Mensch, wohin soll er gehen? Wenigstens kann man an ihm jedesmal, wenn er ein ähnliches Ziel erreicht hat, eine gewisse Unbehaglichkeit feststellen. Das Streben liebt er, aber die Erreichung nicht besonders, und das nimmt sich freilich furchtbar komisch aus. Kurz, der Mensch ist komisch eingerichtet; es steckt in alledem offenbar ein Witz. Aber „Zwei mal zwei ist vier" ist dennoch eine ganz unerträgliche Sache. „Zwei mal zwei ist vier", das ist meiner Ansicht nach geradezu eine Frechheit. „Zwei mal zwei ist vier" steht mitten

in unserem Weg, stemmt die Hände in die Seiten und spuckt aus. Ich gebe zu, daß „Zwei mal zwei ist vier" eine vortreffliche Sache ist; aber wenn man schon alles lobt, dann ist auch „Zwei mal zwei ist fünf" manchmal ein allerliebstes Ding. Und warum sind Sie so fest, so triumphierend davon überzeugt, daß nur das Normale und Positive, kurz gesagt, nur das Wohlbefinden für den Menschen vorteilhaft ist? Irrt sich die Vernunft auch nicht in bezug auf die Vorteile? Vielleicht liebt der Mensch nicht allein das Wohlbefinden? Vielleicht liebt er ebensosehr das Leiden? Vielleicht ist das Leiden für ihn genauso vorteilhaft wie das Wohlbefinden? Und der Mensch liebt das Leiden manchmal ganz außerordentlich, sozusagen leidenschaftlich; das ist eine Tatsache. Darüber braucht man gar nicht erst die Weltgeschichte zu Rate zu ziehen; fragen Sie sich selbst, meine Herren, wenn Sie Menschen sind und auch nur ein wenig gelebt haben. Was meine persönliche Meinung anlangt, so scheint es mir sogar gewissermaßen unanständig, nur das Wohlbefinden zu lieben. Mag es nun sittlich gut oder sittlich schlecht sein, aber etwas zu zerbrechen ist manchmal doch auch eine sehr angenehme Empfindung. Ich bin ja eigentlich nicht für das Leiden und auch nicht für das Wohlbefinden. Ich bin vielmehr für das eigene Belieben und dafür, daß ich die Garantie habe, notfalls danach handeln zu dürfen. Das Leiden hat zum Beispiel in Vaudevilles keine Stätte; das weiß ich. In dem Kristallpalast ist es ja geradezu undenkbar: Leiden ist Zweifeln, ist Verneinung; was ist das aber für ein Kristallpalast, in dem das Zweifeln möglich ist? Indessen bin ich davon überzeugt, daß der Mensch auf das wirkliche Leiden, das heißt auf die Zerstörung und das Chaos, niemals verzichten wird. Das Leiden, das ist ja die einzige Ursache der Erkenntnis. Und obwohl ich am Anfang gesagt habe, die Erkenntnis sei meiner Ansicht nach für den Menschen das größte Unglück, so weiß ich doch, daß der Mensch sie liebt und sie gegen keine Befriedigung eintauschen würde. Die Erkenntnis steht zum Beispiel unendlich viel höher als das „Zwei mal zwei ist vier". Nach dem „Zwei mal zwei ist vier" bleibt selbstverständlich nichts mehr übrig, was man tun, ja nicht einmal etwas, was man erkennen könnte. Dann ist als einziges noch möglich, seine fünf Sinne zu verschließen und sich in die Beschauung zu versenken. Na, aber bei der Erkenntnis ist zwar das Ergebnis dasselbe, das heißt, es wird ebenfalls nichts

mehr zu tun sein; indessen kann man wenigstens manchmal sich selbst durchpeitschen, und das hat doch eine erfrischende Wirkung. Es ist allerdings etwas Reaktionäres, aber immerhin besser als gar nichts.

X

Sie glauben an ein ewig unzerstörbares Kristallbauwerk, das heißt an ein solches, dem man weder heimlich die Zunge herausstrecken noch in der Tasche mit den Fingern eine gewisse verspottende Bewegung machen kann. Na, aber ich fürchte dieses Bauwerk vielleicht eben deswegen, weil es aus Kristall und ewig unzerstörbar ist und weil es unmöglich ist, ihm auch nur heimlich die Zunge herauszustrecken.
Überlegen Sie mal folgendes: Wenn an Stelle des Palastes ein Hühnerstall dastände und es anfinge zu regnen, dann würde ich vielleicht auch in den Hühnerstall kriechen, um nicht naß zu werden; aber trotz alledem werde ich den Hühnerstall nicht aus Dankbarkeit für einen Palast ansehen, weil er mir vor dem Regen Schutz geboten hat. Sie lachen, Sie sagen sogar, in diesem Falle kämen ein Hühnerstall und ein ordentliches Wohnhaus auf dasselbe hinaus. Ja, antworte ich, wenn der Zweck des Lebens eben nur der wäre, nicht naß zu werden.
Aber was soll ich machen, wenn ich mir nun einmal in den Kopf gesetzt habe, daß man nicht zu diesem Zweck allein lebt und daß man, wenn man schon lebt, auch in einem ordentlichen Haus wohnen soll. Das ist mein Wille, das sind meine Wünsche. Und dagegen werden Sie nur dann etwas ausrichten, wenn Sie meine Wünsche ändern. Na, so ändern Sie sie doch; locken Sie mich durch etwas anderes; geben Sie mir ein anderes Ideal! Bis dahin aber werde ich einen Hühnerstall nicht für einen Palast ansehen. Mag es sogar so sein, daß das Kristallbauwerk nur eine Flunkerei ist, daß es nach den Naturgesetzen nicht im Bereich der Möglichkeit liegt und daß ich es mir nur infolge meiner eigenen Dummheit, infolge gewisser altmodischer, vernunftwidriger Angewohnheiten unserer Generation ausgedacht habe. Aber was kümmert es mich, daß dieses Bauwerk nicht im Bereich der Möglichkeit liegt? Ist es nicht dasselbe, wenn es in meinen Wünschen existiert oder, besser gesagt, wenn es existiert, solange meine Wünsche existieren?

Vielleicht lachen Sie wieder? Lachen Sie meinetwegen; ich nehme allen Spott hin und werde trotzdem nicht sagen, ich sei satt, wenn ich Hunger habe, und weiß trotzdem, daß ich mich nicht mit einem Kompromiß zufriedengeben werde, mit einer steten, periodischen Null, nur deshalb, weil sie nach den Naturgesetzen und auch in Wirklichkeit existiert. Niemals halte ich für die Krone meiner Wünsche etwa: eine Mietskaserne mit Wohnungen für arme Leute bei tausendjährigem Kontrakt und unfehlbar mit dem Namen so eines Zahnarztes Wagenheim auf einem Schild am Eingang. Vernichten Sie meine Wünsche, wischen Sie meine Ideale weg, zeigen Sie mir etwas Besseres, und ich will zu Ihrer Partei übergehen. Sie werden vielleicht sagen, es sei nicht der Mühe wert, eine Verbindung mit mir einzugehen; aber in diesem Fall kann ich Ihnen ja dieselbe Antwort geben. Wir disputieren ernsthaft; aber wenn Sie mich Ihrer Aufmerksamkeit nicht würdigen wollen, dann werde ich Sie nicht demütig bitten. Ich habe meinen Untergrund.

Aber einstweilen lebe und wünsche ich noch – und die Hand soll mir verdorren, wenn ich auch nur einen einzigen Ziegelstein zum Bau einer solchen Mietskaserne herbeitrage!

Nehmen Sie nicht daran Anstoß, daß ich selbst vorhin das Kristallbauwerk einzig aus dem Grund ablehnte, weil es unmöglich sei, es durch Herausstrecken der Zunge zu verhöhnen. Ich habe das keineswegs deshalb gesagt, weil ich eine besondere Neigung dazu hätte, die Zunge herauszustrecken. Ich habe mich vielleicht nur darüber geärgert, daß es unter allen Ihren Bauwerken bisher noch keines gibt, das einen nicht dazu zwänge, die Zunge herauszustrecken. Im Gegenteil, ich würde mir gern die Zunge aus bloßer Dankbarkeit ausschneiden lassen, wenn es nur so eingerichtet würde, daß ich niemals mehr Lust verspürte, sie herauszustrecken. Was kann ich dafür, daß es unmöglich ist, es so einzurichten, und daß man sich mit Mietwohnungen begnügen muß? Warum bin ich so veranlagt, daß ich ständig solche Wünsche hege? Verfolgt denn mein geistiger Apparat wirklich nur den Zweck, mich zu dem Schluß zu bringen, daß er nur Betrug ist? Ist das die ganze Absicht? Das kann ich nicht glauben.

Übrigens, wissen Sie was? Ich bin überzeugt, daß ein solcher Höhlenbewohner wie ich im Zaum gehalten werden muß. Er ist zwar fähig, vierzig Jahre lang schweigend im Untergrund

zu sitzen; aber wenn er dann einmal ans Licht kommt, dann schießt er tatsächlich über die Stränge, dann redet er und redet und redet...

XI

Das Resultat, meine Herren, ist dies: Das Beste ist, nichts zu tun! Das Beste ist eine beschauliche Untätigkeit! Daraus folgt: Es lebe der Untergrund! Ich habe zwar gesagt, daß ich grün und gelb werde vor Neid auf den normalen Menschen; aber unter den Verhältnissen, in denen ich ihn sehe, möchte ich nicht er sein (obgleich ich trotzdem nicht aufhören werde, ihn zu beneiden). Nein, nein, der Untergrund ist auf jeden Fall vorteilhafter! Dort ist es wenigstens möglich... Ach! Ich lüge ja auch hier! Ich lüge, weil ich selbst so sicher wie „Zwei mal zwei ist vier" weiß, daß das Beste ganz und gar nicht der Untergrund ist, sondern etwas anderes, etwas ganz anderes, wonach ich dürste, was ich aber absolut nicht finden kann! Hol der Teufel diesen Untergrund!

Ich will Ihnen sagen, was das Beste wäre: wenn ich selbst etwas von alledem glaubte, was ich jetzt niedergeschrieben habe. Ich versichere Ihnen aber, meine Herren, daß ich nichts, auch nicht ein Wort von dem glaube, was ich hier hingekrakelt habe! Das heißt, ich glaube es vielleicht, aber gleichzeitig fühle und argwöhne ich aus einem mir nicht recht verständlichen Grund, daß ich lüge wie gedruckt.

„Warum haben Sie dann das alles geschrieben?" fragen Sie mich.

Sehen Sie, ich möchte Sie mal vierzig Jahre lang ohne Beschäftigung einsperren und dann nach Ablauf der vierzig Jahre zu Ihnen in Ihre dunkle Zelle kommen, um mich zu erkundigen, wie weit Sie es gebracht haben. Darf man denn einen Menschen ohne Tätigkeit vierzig Jahre lang allein lassen?

„Ist das nicht unwürdig?! Schämen Sie sich nicht?" sagen Sie vielleicht zu mir, indem Sie zum Zeichen der Verachtung den Kopf wiegen. „Sie dürsten nach dem Leben; aber Sie selbst beantworten die Lebensfragen mit konfuser Dialektik. Und wie aufdringlich und dreist sind Ihre Ausfälle, und wie fürchten Sie sich gleichzeitig! Sie reden Unsinn und sind mit ihm zufrieden; Sie reden Dreistigkeiten, sind aber selbst deswegen

in beständiger Furcht und bitten um Entschuldigung. Sie versichern, daß Sie keine Furcht hätten, und betteln gleichzeitig um unsere gute Meinung. Sie versichern, daß Sie mit den Zähnen knirschen, und witzeln gleichzeitig, um uns zum Lachen zu bringen. Sie wissen, daß Ihre Witze nicht geistreich sind; aber Sie sind offenbar mit deren literarischem Wert sehr zufrieden. Vielleicht haben Sie wirklich einmal gelitten; aber Sie bekunden keinerlei Achtung vor Ihren Leiden. Sie haben etwas von der Wahrheit erkannt; aber Sie besitzen kein Schamgefühl; aus kleinlichster Eitelkeit stellen Sie Ihre Wahrheit zur Schau und bringen sie in schimpflicher Weise auf den Markt. Sie wollen wirklich etwas sagen; aber aus Furcht halten Sie das letzte, entscheidende Wort zurück; denn Sie besitzen nicht die Energie, es auszusprechen, sondern nur feige Unverschämtheit. Sie rühmen sich Ihrer Erkenntnis; aber Sie schwanken immer nur hin und her, weil zwar Ihr Verstand arbeitet, Ihr Herz aber verdorben ist; und ohne ein reines Herz wird es nie eine volle, richtige Erkenntnis geben. Und wie aufdringlich benehmen Sie sich, und was schneiden Sie für Grimassen! Lüge, Lüge, lauter Lüge!"

Selbstverständlich habe ich alle diese Ihre Worte jetzt selbst verfaßt. Das stammt auch aus meinem Untergrund. Ich habe dort vierzig Jahre lang Ihre Worte durch eine Spalte erlauscht. Ich habe sie mir selbst ausgedacht, und das ist auch alles, was ich mir ausgedacht habe. Es ist kein Wunder, daß ich sie auswendig kann und sie eine literarische Form angenommen haben . . .

Aber sind Sie denn wirklich und wahrhaftig so leichtgläubig und meinen, ich würde alles dies drucken lassen und es Ihnen obendrein zum Lesen geben? Und da ist noch ein Punkt, der mir rätselhaft ist: Warum nenne ich Sie eigentlich „meine Herren", warum wende ich mich an Sie wie an wirkliche Leser? Solche Bekenntnisse, wie ich sie zu machen beabsichtige, läßt man nicht drucken und gibt sie andern nicht zum Lesen. Wenigstens besitze ich nicht so viel Charakterfestigkeit und halte es auch nicht für nötig, sie zu besitzen. Aber sehen Sie: Es ist mir da so eine Laune in den Kopf gekommen, und nun will ich sie auch um jeden Preis verwirklichen. Es handelt sich um folgendes:

In den Erinnerungen jedes Menschen gibt es Dinge, die er nicht allen mitteilt, sondern höchstens seinen Freunden. Es gibt auch

Dinge, die er nicht einmal den Freunden eröffnet, sondern höchstens sich persönlich, und selbst das nur unter dem Siegel der Verschwiegenheit. Endlich aber gibt es Dinge, die der Mensch sogar sich selber zu sagen scheut, und davon sammelt sich bei jedem anständigen Menschen eine ganz beträchtliche Menge an. Ja, man kann sogar sagen: Je ordentlicher ein Mensch ist, um so größer wird die Anzahl solcher Dinge bei ihm sein. Wenigstens habe ich selbst mich erst kürzlich dazu entschlossen, mich an einige frühere Erlebnisse zu erinnern; bisher aber bin ich ihnen immer ausgewichen, sogar mit einer gewissen Unruhe. Jetzt jedoch, wo ich sie mir nicht nur ins Gedächtnis zurückrufe, sondern mich sogar dazu entschlossen habe, sie niederzuschreiben, jetzt will ich ein Experiment machen: bekommt man es fertig, wenigstens sich selbst gegenüber völlig aufrichtig zu sein und ohne Scheu die ganze Wahrheit zu sagen? Beiläufig bemerkt: Heine behauptet, der Wahrheit entsprechende Selbstbiographien seien so gut wie unmöglich; man sage von sich bestimmt die Unwahrheit. Nach Heines Ansicht hat zum Beispiel Rousseau sich in seinen Bekenntnissen zweifellos verleumdet, und zwar absichtlich, aus Eitelkeit. Ich bin überzeugt, daß Heine recht hat; ich habe durchaus Verständnis dafür, wie man sich manchmal lediglich aus Eitelkeit ganzer Verbrechen fälschlich beschuldigt, und verstehe sogar sehr gut, welcher Art diese Eitelkeit sein kann. Aber Heine urteilte über jemanden, der vor dem Publikum beichtete. Ich jedoch schreibe für mich allein und erkläre ein für allemal, wenn ich so schreibe, als ob ich mich an Leser wendete, dann tue ich das lediglich zum Schein, weil mir das Schreiben auf diese Art leichter wird. Es ist bloß eine Formsache; eine einfache Formsache; Leser werde ich nie haben. Ich habe das schon einmal ausgesprochen ...

Ich will mir bei der Niederschrift meiner Aufzeichnungen keinerlei Beschränkungen auferlegen. Eine Ordnung oder Methode werde ich nicht befolgen. Was mir gerade einfällt, das werde ich niederschreiben.

Da könnten Sie nun zum Beispiel dieses Wort dazu benutzen, mir etwas am Zeug zu flicken, und mich fragen: „Wenn Sie wirklich nicht auf Leser rechnen, warum treffen Sie denn jetzt mit sich selbst, und noch dazu schriftlich, solche Verabredungen, nämlich daß Sie keine Ordnung oder Methode befolgen werden, daß Sie hinschreiben werden, was Ihnen gerade ein-

fällt und so weiter und so fort? Wozu geben Sie Erklärungen ab? Wozu entschuldigen Sie sich?"
„Sie mit Ihren Einwendungen!" antworte ich.
Das hat alles seine psychologischen Gründe. Vielleicht bin ich einfach feige. Vielleicht aber stelle ich mir auch absichtlich vor, ich hätte ein Publikum vor mir, damit ich mich während des Schreibens anständiger benehme. So kann es tausend Gründe geben.
Aber noch etwas: Warum und wozu will ich eigentlich schreiben? Wenn ich es nicht für ein Publikum tue, dann könnte ich mich doch an das alles auch bloß so, in Gedanken, erinnern, ohne es zu Papier zu bringen?
Das ist richtig; aber auf dem Papier macht sich das gewissermaßen feierlicher. Es gewinnt größeren Nachdruck; es wird mehr ein Gericht, das man über sich hält; der Stil bessert sich. Außerdem: Vielleicht wird mir durch das Niederschreiben wirklich eine gewisse Erleichterung zuteil. Da bedrückt mich zum Beispiel gerade jetzt eine weit zurückliegende Erinnerung ganz besonders. Erst vor einigen Tagen ist sie mir wieder deutlich ins Gedächtnis gekommen, und seitdem haftet sie in meinem Kopf wie eine lästige Melodie, die man nicht loswerden kann. Und doch muß ich diese Erinnerung wieder loswerden. Solcher Erinnerungen habe ich Hunderte; aber manchmal tritt aus der Masse eine einzelne hervor und bedrückt mich. Aus irgendwelchem Grund glaube ich, daß es mir gelingen wird, sie loszuwerden, wenn ich sie niederschreibe. Warum soll ich es nicht versuchen?
Und schließlich: Ich langweile mich und führe beständig ein müßiges Leben. Das Niederschreiben aber ist tatsächlich eine Art Arbeit. Man sagt, von der Arbeit werde der Mensch gut und ehrenhaft. Na, da hätte ich also wenigstens eine Möglichkeit!
Heute schneit es; es ist ein nasser, gelblicher, trüber Schnee. Auch gestern hat es geschneit und vor einigen Tagen ebenfalls. Ich glaube, wegen des nassen Schnees ist mir die Geschichte eingefallen, die mir jetzt nicht aus dem Sinn gehen will. So soll denn die Erzählung „Bei nassem Schnee" heißen.

Zweiter Teil

Bei nassem Schnee

Ich hoffte, aus des Lasters Ketten,
Verirrte Seele, dich zu retten.
Als zu dir sprach mein heißes Herz,
Da sah ich deinen tiefen Schmerz.

Verzweifelt rangst du deine Hände;
Die Finsternis, die dich umstrickt',
Verfluchtest du, so daß am Ende
Mein Rettungswerk mir schien geglückt.

Ich sah dich bitterlich bereuen.
Wild klagtest du dich selber an.
Um dein Gewissen zu befreien,
Gestandest du, was du getan.

Dann blieb das Wort im Mund dir stecken,
Als stieg' Entsetzen in dir auf.
Die Augen mit der Hand bedeckend,
Gabst du den Tränen freien Lauf ...

I

Ich war zu jener Zeit erst vierundzwanzig Jahre alt. Mein Leben war auch damals schon düster, unordentlich und bis zur Menschenscheu einsam. Ich verkehrte mit keinem, vermied es sogar, mit den Leuten zu reden, und verkroch mich immer mehr in meinen Winkel. Während des Dienstes in der Kanzlei gab ich mir Mühe, niemanden anzusehen, und ich merkte recht wohl, daß meine Kollegen mich nicht nur für einen wunderlichen Kauz hielten, sondern (auch das schien mir immer so) mich sogar mit einem gewissen Abscheu anblickten. Mir kam der Gedanke: warum hat denn niemand außer mir die Empfindung, daß man ihn mit Abscheu anblickt? Einer unserer Kanzleibeamten hatte ein widerwärtiges, pockennarbiges Gesicht, die reine Verbrecherphysiognomie. Wenn ich ein so unanständiges Gesicht gehabt hätte, ich glaube, dann hätte ich niemanden anzusehen gewagt. Ein anderer trug eine so abgenutzte Uniform, daß es in seiner Nähe schon übel roch. Und doch zeigte keiner dieser Herren irgendwelche Verlegenheit,

weder wegen seiner Kleidung oder seines Gesichts noch wegen seines Charakters. Nicht einer von ihnen hatte die Vorstellung, daß jemand sie mit Abscheu ansähe; und wenn sie diese Vorstellung gehabt hätten, so wäre es ihnen ganz gleichgültig gewesen; Hauptsache, die Vorgesetzten sahen sie nicht so an. Jetzt ist mir vollkommen klar, daß ich durch meine grenzenlose Eitelkeit und, im Zusammenhang damit, durch die maßlosen Ansprüche, die ich an mich stellte, mich sehr häufig mit einer grimmigen, bis zum Ekel gehenden Unzufriedenheit betrachtete und dadurch in Gedanken meine Auffassung auch den anderen zuschrieb. Ich haßte zum Beispiel mein Gesicht, fand es häßlich und vermutete sogar, daß ein gemeiner Ausdruck in ihm liege; und darum bemühte ich mich jedesmal krampfhaft, wenn ich zum Dienst kam, mich möglichst selbstbewußt zu benehmen und auf meinem Gesicht möglichst viel edle Gesinnung zum Ausdruck zu bringen, um nicht in den Verdacht der Gemeinheit zu geraten. Mag mein Gesicht meinetwegen unschön sein, dachte ich, wenn es dafür nur edelmütig, ausdrucksvoll und vor allen Dingen außerordentlich klug aussieht. Zu meinem größten Leidwesen aber wußte ich sicher, daß ich es nie fertigbrachte, mit meinem Gesicht alle diese schönen Eigenschaften zum Ausdruck zu bringen. Aber was das schlimmste war: ich fand mein Gesicht direkt dumm. Und doch hätte ich mich völlig zufriedengegeben, wenn es nur klug ausgesehen hätte. Ich hätte mir sogar einen gemeinen Ausdruck gefallen lassen, wenn man dabei nur mein Gesicht furchtbar klug gefunden hätte.

Selbstverständlich haßte ich unsere Kanzleibeamten sämtlich vom ersten bis zum letzten und verachtete sie alle, fürchtete mich aber gleichzeitig vor ihnen. Es kam vor, daß ich sie mitunter sogar über mich stellte. Das kam damals bei mir oft ganz plötzlich: bald verachtete ich sie, bald stellte ich sie über mich. Ein gebildeter, ordentlicher Mensch kann nicht eitel sein, ohne an sich selbst grenzenlose Ansprüche zu stellen und sich in manchen Augenblicken bis zum Haß zu verachten. Aber fast vor jedem, mit dem ich zusammenkam, mochte ich ihn nun über mich stellen oder ihn verachten, schlug ich die Augen nieder. Ich stellte sogar Experimente an: ob ich wohl den Blick wenigstens dieses oder jenes Mannes würde ertragen können, aber immer war ich der erste, der die Augen senkte. Das quälte mich bis zur Raserei. Ebenso hatte ich eine krankhafte Furcht

davor, lächerlich zu erscheinen, und hielt mich daher in allem, was das Äußere betraf, sklavisch an das allgemein Übliche; hingebungsvoll bewegte ich mich in dem gemeinsamen Geleise und erschrak vor jeder exzentrischen Regung, die ich an mir bemerkte. Aber wie hätte ich das auf die Dauer aushalten können? Meine geistige Entwicklung hatte etwas Krankhaftes, wie sich das bei einem gebildeten Menschen unserer Zeit so gehört. Meine Kollegen aber waren alle stumpfsinnig und einer dem andern ähnlich wie die Hammel in der Herde. Vielleicht kam es in der Kanzlei nur mir beständig so vor, als sei ich ein Feigling und ein Sklave, und zwar deswegen, weil ich geistig fortgeschritten war. Aber mir kam es nicht nur so vor, sondern es war auch tatsächlich der Fall: ich war ein Feigling und ein Sklave. Ich sage das ohne alle Verlegenheit. Jeder ordentliche Mensch unseres Zeitalters ist ein Feigling und ein Sklave und muß es sein. Das ist sein normaler Zustand. Davon bin ich fest überzeugt. Er ist so geschaffen und dazu eingerichtet. Und nicht nur in der Gegenwart, infolge ihr eigener zufälliger Umstände, sondern überhaupt zu allen Zeiten muß ein ordentlicher Mensch ein Feigling und ein Sklave sein. Das ist ein Naturgesetz für alle ordentlichen Menschen auf der Erde. Und wenn es wirklich einmal vorkommt, daß einer bei besonderen Gelegenheiten ein bißchen Mut entwickelt, so möge er sich darüber nicht weiter freuen und stolz sein; er wird schon bald bei anderer Gelegenheit den Schwanz einklemmen. Das ist das einzig Mögliche, und das wiederholt sich ewig. Wirklich mutig sind nur die Esel und ihre Bastarde, aber auch die nur bis zu der bewußten Mauer. Sie verdienen keine Beachtung; denn sie sind ganz bedeutungslos.

Noch ein anderer Umstand quälte mich damals: daß niemand mir und ich niemandem ähnlich war. Ich bin ein einzelner, und sie sind die Masse, dachte ich und versank in Grübeln.

Daraus ist zu ersehen, daß ich noch ganz unreif war.

Es kamen auch seltsame Widersprüche vor. Manchmal war es mir furchtbar zuwider, in die Kanzlei zu gehen; das ging so weit, daß ich oftmals vom Dienst direkt krank nach Hause zurückkam. Aber plötzlich, ganz ohne sichtbaren Grund, folgte dann wieder eine Periode des Skeptizismus und der Gleichgültigkeit (bei mir vollzog sich alles periodenweise), und siehe da, ich lachte über meine eigene Unduldsamkeit und

Mäkelei und machte mir wegen meiner „romantischen Denkweise" Vorwürfe. Bald wollte ich mit niemandem reden, bald wieder wurde ich im Gegensatz dazu nicht nur gesprächig, sondern geriet sogar auf den Einfall, mit meinen Kollegen in freundschaftliche Beziehungen zu treten. Meine Mäkelei war dann plötzlich (warum eigentlich?) verschwunden. Wer weiß, vielleicht war sie mir niemals wirklich eigen gewesen, sondern nur etwas Äußerliches, aus Büchern Angenommenes? Ich bin bis heute noch nicht dahintergekommen. Einmal freundete ich mich sogar mit ihnen an, besuchte sie in ihren Wohnungen, spielte mit ihnen Préférence, trank Schnaps und unterhielt mich über die Beförderung... Aber hier erlauben Sie mir bitte eine Abschweifung!

Bei uns in Rußland hat es, allgemein gesagt, niemals die dummen verstiegenen deutschen und namentlich französischen Romantiker gegeben, auf die nichts wirkt: Mag auch die Erde unter ihnen krachen, mag auch ganz Frankreich auf den Barrikaden zugrunde gehen – sie bleiben dieselben, ändern sich nicht einmal anstandshalber und werden bis ans Lebensende ihre verstiegenen Lieder singen, weil sie eben Dummköpfe sind. Bei uns aber, in Rußland, gibt es keine Dummköpfe; das ist bekannt: gerade dadurch zeichnen wir uns vor den westeuropäischen Völkern und speziell vor den Deutschen aus. Folglich gibt es bei uns auch keine verstiegenen Charaktere im eigentlichen Sinne. Das alles haben unsere damaligen „positiven" Publizisten und Kritiker, die für Leute wie Kostanshoglo und den alten Pjotr Iwanowitsch schwärmten und sie aus Dummheit für unser Ideal hielten, unsern Romantikern nur angedichtet, da sie sie für ebenso verstiegen hielten wie die deutschen oder die französischen. Im Gegenteil bilden die Eigenschaften unseres Romantikers den diametralen Gegensatz zu denen des verstiegenen Westeuropäers und lassen sich mit den kleinen westeuropäischen Maßstäben gar nicht messen. (Erlauben Sie mir schon, mich des Wortes „Romantiker" zu bedienen; es ist so ein altertümlicher, ehrbarer, würdiger, allbekannter Ausdruck.) Die Eigenschaften unseres Romantikers sind: alles zu verstehen, alles zu sehen, und zwar oft unvergleichlich viel klarer zu sehen als unsere positivsten Geister; sich mit niemandem und mit nichts auf Kompromisse einzulassen, aber zugleich nichts geringzuschätzen; allem aus dem Wege zu gehen, allem schlau nachzugeben; niemals das nützli-

che, praktische Ziel aus dem Auge zu verlieren (zum Beispiel hübsche Dienstwohnungen, nette Ruhegehälter, blitzende Orden); dieses Ziel durch alle enthusiastischen Schwärmereien und Bändchen lyrischer Gedichte hindurch unbeirrt zu verfolgen und sich gleichzeitig auch „das Schöne und Erhabene" bis zu seinem Lebensende unversehrt zu bewahren und nebenbei trotz aller Mühe und Sorge auch seine eigene werte Persönlichkeit wie ein kostbares Kleinod ganz unbeschädigt zu erhalten, sei es auch nur zum Nutzen des „Schönen und Erhabenen". Ja, unser Romantiker ist ein großzügiger Mensch und der größte Spitzbube, den es bei uns gibt; das kann ich Ihnen versichern; sogar aus eigener Erfahrung. Natürlich trifft das alles nur zu, wenn der Romantiker klug ist. Aber was rede ich da! Ein Romantiker ist immer klug; ich wollte auch nur bemerken, daß es zwar bei uns auch dumme Romantiker gegeben hat, dies aber nicht in Betracht kommt, da sie sich noch in der Blüte ihrer Kraft vollständig in Deutsche umgewandelt und, um ihr Kleinod bequemer erhalten zu können, sich dort irgendwo, meist in Weimar oder im Schwarzwald, niedergelassen haben. Ich zum Beispiel habe die dienstliche Tätigkeit aufrichtig verachtet und sie nur notgedrungen nicht an den Nagel gehängt, weil ich für mein Sitzen in der Kanzlei Geld bekam. Das Resultat also war (beachten Sie das wohl!), daß ich sie trotz meiner Verachtung nicht an den Nagel hängte. Unser Romantiker wird eher den Verstand verlieren (was übrigens nur sehr selten passiert), als daß er seine Tätigkeit an den Nagel hängt, wenn er nicht eine andere Karriere in Aussicht hat; und mit Gewalt wird man ihn auch nicht wegjagen, sondern ihn höchstens als „König von Spanien" ins Irrenhaus bringen, aber auch das nur, wenn er in besonders hohem Grade verrückt geworden sein sollte. Aber verrückt werden ja bei uns nur dürre hellblonde Leute. Eine überaus große Zahl von Romantikern macht bei uns eine vorzügliche Karriere. Sie besitzen eine ganz außerordentliche Vielseitigkeit! Und welche Fähigkeit zu den verschiedenartigsten Verfehlungen! Ich habe schon damals meine Freude daran gehabt und bin auch jetzt noch derselben Meinung. Ebendaher gibt es bei uns so viele „großzügige Charaktere", die niemals ihr Ideal verlieren, selbst wenn sie noch so tief fallen; und obgleich sie für ihr Ideal keinen Finger rühren und obgleich sie ausgesprochene Räuber und Diebe sind, so lieben und achten sie doch ihr ursprüngli-

ches Ideal bis zu Tränen und sind im Grunde ihres Herzens äußerst ehrenhaft. Ja, nur bei uns kann der ausgesprochenste Schuft im Grunde seines Herzens von vollkommener und sogar edler Ehrenhaftigkeit sein und dabei doch gleichzeitig in aller Ruhe ein Schuft bleiben. Ich wiederhole: fortwährend entwikkeln sich unsere Romantiker zu solchen Spitzbuben in geschäftlichen Dingen (das Wort „Spitzbuben" gebrauche ich in freundlichem Sinne) und beweisen eine so feine Nase für die Wirklichkeit und eine solche Kenntnis des realen Lebens, daß Obrigkeit und Publikum bei diesem Anblick vor Staunen starr werden und nur bewundernd mit der Zunge schnalzen können.

Ihre Vielseitigkeit ist wahrhaft erstaunlich, und Gott weiß, wozu sie sich unter den kommenden Verhältnissen noch herausbilden wird und was sie uns für die Zukunft verspricht. Aber das Material ist nicht übel! Ich sage das nicht etwa aus übertriebenem, lächerlichem Patriotismus. Übrigens bin ich überzeugt, daß Sie wieder glauben, ich machte mich lustig. Aber wer weiß, vielleicht ist auch das Gegenteil der Fall, und Sie sind überzeugt, daß ich wirklich so denke. Auf alle Fälle, meine Herren, werde ich mir Ihre beiden Meinungen zur Ehre anrechnen und sie mir zu besonderem Vergnügen gereichen lassen. Meine Abschweifung aber wollen Sie mir, bitte, verzeihen!

Die Freundschaft mit meinen Kollegen hielt ich selbstverständlich nicht lange aus, verzankte mich sehr bald gründlich mit ihnen und hörte infolge meiner damaligen jugendlichen Unerfahrenheit sogar auf, sie zu grüßen, als wollte ich alle Beziehungen zu ihnen abbrechen. Das hat sich allerdings nur ein einziges Mal zugetragen. Im übrigen bin ich immer allein gewesen.

Zu Hause bildete die Lektüre meine Hauptbeschäftigung. Ich wollte durch äußere Eindrücke alles das, was unaufhörlich in mir brodelte, ersticken. Aber von äußeren Eindrücken war das einzige, was für mich im Bereich der Möglichkeit lag, die Lektüre. Diese half natürlich viel: sie erregte, labte und peinigte mich. Aber manchmal langweilte sie mich sehr. Ich wollte eben auch Bewegung haben, und so ergab ich mich mitunter einer geheimen, verborgenen, garstigen Ausschweifung, die ich allerdings nicht besonders ausdehnte. Durch meine stete krankhafte Reizbarkeit waren meine Leidenschaften besonders

heftig. Die Ausbrüche waren hysterisch, von Tränen und Krämpfen begleitet. Außer den Büchern besaß ich nichts, wozu ich hätte Zuflucht nehmen können; das heißt, es gab in meiner Umgebung damals nichts, was ich hätte achten können und was für mich anziehend gewesen wäre. Außerdem befand ich mich in einer trüben Stimmung; es stellte sich ein hysterisches Verlangen nach Gegensätzen, nach Kontrasten ein, und da begann ich denn ausschweifend zu leben. Aber ich habe das alles soeben nicht zu meiner Rechtfertigung gesagt... Übrigens, nein! Ich habe gelogen! Ich wollte mich wirklich rechtfertigen. Diese Bemerkung mache ich für mich, meine Herren. Ich will nicht lügen. Ich habe mein Wort gegeben.

Ich betrieb diese Ausschweifungen einsam, bei Nacht, im geheimen, ängstlich, in schmutziger Manier, mit einem Schamgefühl, das mich sogar in den ekelhaftesten Augenblicken nicht verließ und mich sogar dazu brachte, mich selbst zu verwünschen. Schon damals empfand ich den Drang, mich von den Menschen abzusondern. Ich hatte schreckliche Angst, daß mir jemand begegnen, mich sehen und erkennen könnte. Ich besuchte verschiedene sehr obskure Lokale.

Als ich eines Nachts an einem anrüchigen Lokal vorbeikam, sah ich durch das erleuchtete Fenster, wie die Herren sich beim Billard mit den Queues prügelten und wie einer von ihnen durch das Fenster hinausgeworfen wurde. Zu anderer Zeit wäre mir das abscheulich erschienen; aber damals überkam mich plötzlich eine solche Stimmung, daß ich jenen hinausgeworfenen Herrn beneidete, ihn dermaßen beneidete, daß ich sogar in das Restaurant, in das Billardzimmer hineinging. Vielleicht, dachte ich, werde ich mich auch prügeln und aus dem Fenster geworfen werden.

Ich war nicht betrunken; aber was sollte ich machen – bis zu solchen hysterischen Anfällen kann einen der Trübsinn bringen! Doch es kam zu nichts Besonderem. Es stellte sich heraus, daß ich nicht einmal fähig war, aus dem Fenster zu springen, und ich ging weg, ohne mich geprügelt zu haben.

Gleich nach meinem Eintritt brachte mich dort ein Offizier zum Schweigen.

Ich stand beim Billard und versperrte ihm, als er vorbeigehen wollte, unbemerkt den Weg; da faßte er mich bei den Schultern und stellte mich ohne ein Wort der Ankündigung und der Erklärung schweigend auf einen andern Platz; dann aber ging

er vorbei, als hätte er mich gar nicht bemerkt. Ich hätte es ihm sogar verziehen, wenn er mich geprügelt hätte; aber das konnte ich ihm einfach nicht verzeihen, daß er mich auf einen andern Platz gestellt und damit vollständig ignoriert hatte.
Weiß der Teufel, was ich damals für einen richtigeren, regelrechteren, anständigeren, sozusagen buchmäßigen Streit gegeben hätte! Man hatte mich behandelt wie eine Fliege. Dieser Offizier war hochgewachsen, ich dagegen ein kleiner, schwächlicher Mann. Übrigens hatte ich es in der Hand, einen Streit herbeizuführen: ich brauchte nur meiner Entrüstung Ausdruck zu geben, und man hätte mich gewiß aus dem Fenster geworfen. Aber ich entschied mich anders und zog es vor, ergrimmt zu verschwinden.
In Verwirrung und Aufregung verließ ich das Lokal und ging geradewegs nach Hause; am andern Tag aber setzte ich meine Ausschweifung fort; ich war noch schüchterner, bedrückter und trauriger als früher und hatte beinahe Tränen in den Augen; aber trotzdem setzte ich mein Treiben fort. Glauben Sie übrigens nicht, daß der Grund für mein feiges Benehmen dem Offizier gegenüber Feigheit gewesen wäre: ich war im Grunde meines Herzens nie ein Feigling, obwohl ich mich, wenn es aufs Handeln ankam, stets feige benahm; aber – warten Sie noch ein wenig mit Ihrem Lachen, es gibt dafür eine Erklärung; ich habe für alles eine Erklärung, davon können Sie überzeugt sein.
O wenn doch dieser Offizier einer von denen gewesen wäre, die sich auf ein Duell einließen! Aber nein, er war gerade einer von jenen (leider längst verschwundenen) Herren, die es vorzogen, mit den Queues zu operieren oder, wie der Leutnant Pirogow bei Gogol, mittels der Vorgesetzten. Auf ein Duell aber ließen sie sich nicht ein, und mit unsereinem, dem armseligen Zivilisten, hätten sie ein Duell unter allen Umständen für unpassend gehalten – und überhaupt hielten sie das Duell für etwas Unsinniges, Freidenkerisches, Französisches; sie selbst aber erlaubten sich oft Beleidigungen, namentlich wenn sie von stattlicher Figur waren.
Daß ich mich damals feige benahm, geschah nicht aus Feigheit, sondern aus grenzenloser Eitelkeit. Ich fürchtete nicht die große Gestalt des Offiziers, auch nicht, daß man mich gehörig durchprügeln und aus dem Fenster werfen werde; physische Tapferkeit besaß ich wirklich in ausreichendem Maß; aber an

moralischer Tapferkeit mangelte es mir. Ich fürchtete, daß alle Anwesenden – von dem frechen Marqueur bis zu dem übelriechenden niedersten Beamten, der dort herumschwarwenzelte mit seinem pickligen Gesicht und dem speckigen Rockkragen – mich nicht verstehen und auslachen würden, wenn ich meiner Entrüstung Ausdruck gäbe und anfinge, in Literatursprache zu reden. Denn über den Ehrenpunkt, das heißt nicht über die Ehre, sondern über den Ehrenpunkt (point d'honneur), kann man bei uns bis auf den heutigen Tag überhaupt nicht anders als in Literatursprache reden. In gewöhnlicher Sprache findet der Ehrenpunkt gar keine Erwähnung. Ich war völlig überzeugt (so viel richtiges Gefühl für die Wirklichkeit besaß ich trotz aller Romantik!), daß sich die Anwesenden gebogen hätten vor Lachen, der Offizier aber mich nicht einfach (das heißt in nicht beleidigender Weise) durchgeprügelt, sondern mir sicherlich Stöße mit dem Knie versetzt, mich in dieser Art um den Billardtisch getrieben und erst dann sich vielleicht erbarmt und mich durchs Fenster hinausbefördert hätte. Selbstverständlich war diese miserable Geschichte mit meinem Davongehen für mich nicht abgetan. Ich begegnete dem Offizier nachher häufig auf der Straße und erkannte ihn ganz genau wieder. Ich weiß nur nicht, ob auch er mich erkannte. Wahrscheinlich nicht; ich schließe das aus gewissen Anzeichen. Aber ich, ich blickte ihn voll Grimm und Haß an, und so ging das... mehrere Jahre hindurch! Mein Ingrimm wuchs und steigerte sich sogar mit der Zeit. Zuerst begann ich heimlich über diesen Offizier Erkundigungen einzuziehen. Das war für mich schwierig, da ich keine Bekannten hatte. Aber einmal rief ihn jemand auf der Straße mit seinem Familiennamen an, als ich ihm von weitem nachging, als wäre ich an ihn angebunden, und so hörte ich seinen Familiennamen. Ein andermal folgte ich ihm bis zu seiner Wohnung und erfuhr für ein Zehnkopekenstück von dem Hausknecht, wo er wohnte, in welchem Stockwerk, ob allein oder mit jemandem zusammen und so weiter – kurz, alles, was man von einem Hausknecht erfahren kann. Eines Morgens kam mir, obwohl ich mich sonst nie mit Schriftstellerei befaßte, der Gedanke, diesen Offizier in satirischer Art, karikierend, in Form einer Novelle abzukonterfeien. Ich schrieb diese Novelle mit viel Genuß. Ich bediente mich einer scharfen Polemik, ja sogar der Verleumdung; den Familiennamen modelte ich anfangs nur so

um, daß man ihn gleich erkennen konnte; aber dann, nach reiflicher Überlegung, änderte ich ihn vollständig und sandte meine Schrift den „Otetschestwennyje sapiski" ein. Aber die polemische Literatur war damals noch nicht in Mode gekommen, und so wurde meine Novelle nicht gedruckt. Das ärgerte mich sehr. Manchmal war ich nahe daran, vor Wut zu erstikken. Endlich beschloß ich, meinen Gegner zum Duell zu fordern. Ich verfaßte einen schönen, buchstäblich reizenden Brief an ihn, in dem ich ihn bat, sich bei mir zu entschuldigen; im Fall der Weigerung deutete ich ziemlich bestimmt auf ein Duell hin. Der Brief war so abgefaßt, daß der Offizier, falls er auch nur eine Spur von Verständnis für das „Schöne und Erhabene" besaß, unweigerlich zu mir gelaufen kommen, mir um den Hals fallen und seine Freundschaft anbieten mußte. Und wie schön wäre das gewesen! Was für ein herrliches Leben hätten wir zusammen geführt! Er würde mich mit seiner stattlichen Gestalt beschützen, und ich würde ihn durch meine Bildung und durch meine Ideen veredeln, und was könnte sich nicht sonst noch alles daraus entwickeln! Stellen Sie sich vor, daß damals schon zwei Jahre seit dem Tag vergangen waren, als er mich beleidigt hatte, und meine Herausforderung ein frecher Anachronismus war, trotz der Geschicklichkeit, mit der ich ihn in meinem Brief zu erklären und zu bemänteln suchte. Aber Gott sei Dank (bis auf den heutigen Tag danke ich dem Allerhöchsten unter Tränen dafür), ich schickte meinen Brief nicht ab. Ein kalter Schauer überläuft mich, wenn ich daran denke, welche Folgen das gehabt hätte. Und auf einmal ... auf einmal rächte ich mich auf die einfachste, genialste Weise! Mir kam plötzlich ein glänzender Gedanke. Ich ging an Festtagen manchmal zwischen drei und vier Uhr zum Newski-Prospekt und promenierte dort auf der Sonnenseite. Das heißt, ein Promenieren war es eigentlich nicht, sondern ich machte dort zahllose Qualen, Demütigungen und Gallenergüsse durch; aber gerade das war mir gewiß Bedürfnis. Ich schlängelte mich wie ein Aal in der unschönsten Weise zwischen den Fußgängern hindurch und wich unaufhörlich aus; bald vor Generälen, bald vor Chevaliergarde- und Husarenoffizieren, bald vor Damen; ich fühlte in diesen Augenblicken krampfhafte Schmerzen in der Herzgegend und eine Hitze im Rücken beim bloßen Gedanken an die Jämmerlichkeit meiner Kleidung und an die Jämmerlichkeit und Gemeinheit meiner sich hin

und her windenden kleinen Gestalt. Das war eine Märtyrerpein, eine ununterbrochene, unerträgliche Demütigung durch einen Gedanken, der in die dauernde, unmittelbare Empfindung überging, daß ich diesen vornehmen Leuten gegenüber nur eine Fliege sei, eine garstige, unnütze Fliege, zwar klüger als sie alle, gebildeter als sie alle, edler als sie alle (das verstand sich von selbst), aber doch eine Fliege, die ihnen fortwährend Platz machte und fortwährend erniedrigt und beleidigt wurde. Warum ich mich dieser Pein unterzog, warum ich auf den Newski-Prospekt ging, das weiß ich nicht. Aber es zog mich einfach dorthin, sowie ich die Möglichkeit dazu hatte.

Ich begann damals bereits jene Art Genuß zu empfinden, von dem ich schon im ersten Teil gesprochen habe. Nach der Geschichte mit dem Offizier aber fühlte ich mich noch stärker dorthin gezogen: auf dem Newski-Prospekt begegnete ich ihm am häufigsten; dort konnte ich ihn nach Herzenslust betrachten. Er ging ebenfalls vorzugsweise an Festtagen dorthin. Zwar trat auch er vor Generälen und anderen vornehmen Persönlichkeiten zur Seite und schlängelte sich wie ein Aal zwischen ihnen hindurch; aber solche Leute wie unsereinen, ja auch noch besser gekleidete, drückte er einfach beiseite; er ging gerade auf sie zu, als ob er freien Raum vor sich hätte, und wich unter keinen Umständen aus. Ich berauschte mich, wenn ich ihn so ansah, an meiner Wut und... trat jedesmal wütend vor ihm zur Seite. Es quälte mich, daß ich mich nicht einmal auf der Straße mit ihm auf gleichen Fuß zu stellen vermochte. Warum trittst du immer als erster zur Seite? schalt ich mich in einem Wutanfall, wenn ich manchmal nachts um zwei oder drei Uhr aufwachte. Warum gerade du und nicht er? Dafür gibt es doch kein Gesetz; das steht doch nirgends geschrieben. Na, kann es denn nicht zu gleichen Teilen geschehen, wie es normal ist, wenn höfliche Leute einander begegnen: er weicht zur Hälfte aus und du zur Hälfte, und so geht ihr, euch gegenseitig respektierend, vorüber. Aber das geschah nicht, und immer war ich es, der zur Seite trat; und er bemerkte gar nicht, daß ich ihm auswich. Da blitzte auf einmal ein höchst bewundernswerter Gedanke in meinem Kopf auf. Wie wär's, dachte ich, wenn ich ihm begegnete und... nicht zur Seite träte? Wenn ich es absichtlich unterließe, selbst auf das Risiko hin, ihn zu stoßen; was wird dann daraus werden?

Dieser dreiste Gedanke gewann allmählich so viel Gewalt über mich, daß er mir keine Ruhe mehr ließ. Ich malte mir das fortwährend aus und zwang mich, häufiger zum Newski-Prospekt zu gehen, um mir noch deutlicher vorzustellen, wie ich es machen würde, falls ich es täte. Ich war von diesem Plan ganz begeistert. Er schien mir immer passabler. Natürlich werde ich ihn nicht gerade mit Gewalt anrempeln, dachte ich, schon im voraus durch die Freude gutmütiger gestimmt, sondern ich werde einfach nicht zur Seite treten und mit ihm zusammenstoßen, nicht so, daß es sehr weh tut, sondern nur so, daß die Schultern aneinanderkommen, gerade so viel, wie nach den Anstandsregeln zulässig ist; so daß ich ihn ebenso stark stoße wie er mich. Endlich war ich fest dazu entschlossen. Aber die Vorbereitungen nahmen noch sehr viel Zeit in Anspruch. Erstens mußte ich zur „Tatzeit" möglichst anständig aussehen und daher auf mein Äußeres Sorgfalt verwenden. Das ist für alle Fälle gut; wenn zum Beispiel ein öffentlicher Skandal entsteht (und dort ist ein erstklassiges Publikum: da geht eine Gräfin, da geht ein Fürst D., da gehen alle möglichen Schriftsteller), dann muß man gut gekleidet sein; das wirkt besser und stellt uns ohne weiteres in den Augen der höchsten Gesellschaft gewissermaßen auf gleiche Stufe. In dieser Absicht ließ ich mir mein Gehalt im voraus geben und kaufte mir bei Tschurkin ein Paar schwarze Handschuhe und einen anständigen Hut. Schwarze Handschuhe schienen mir solider und mehr bon ton zu sein als zitronengelbe, auf die ich es zuerst abgesehen hatte. Die Farbe ist zu grell; das sieht zu sehr danach aus, als wollte man auffallen – und ich nahm die zitronengelben nicht. Ein gutes Hemd mit weißen, knöchernen Knöpfen hatte ich schon längst bereitgelegt; aber was mich sehr aufhielt, war der Mantel. Mein Mantel war an sich recht gut und hielt warm; aber er war nicht mit Pelz gefüttert, sondern nur wattiert und hatte einen Schuppkragen, was äußerst lakaienhaft aussah. Ich mußte unter allen Umständen den Kragen ändern und mir einen Biberkragen anschaffen, in der Art, wie ihn die Offiziere trugen. Zu diesem Zweck ging ich häufig zum Kaufhof, und nach längerem Schwanken entschied ich mich für einen billigen deutschen Biber. Diese deutschen Biber tragen sich zwar sehr schnell ab und nehmen dann ein miserables Aussehen an, aber am Anfang, solange sie noch neu sind, sehen sie sogar sehr anständig aus; und

ich brauchte ihn ja nur für das eine Mal. Ich fragte nach dem Preis: er war doch recht teuer. Nach gründlichem Überlegen beschloß ich, meinen Schuppkragen zu verkaufen. Was die noch fehlende, für mich sehr beträchtliche Summe anlangte, so wollte ich meinen Abteilungsleiter Anton Antonowitsch Setotschkin bitten, sie mir zu leihen; er war ein bescheidener, ernster, gesetzter Mann, der niemandem Geld lieh, dem ich aber früher, bei meinem Eintritt in den Dienst, von der hohen Persönlichkeit, die meine Anstellung verfügte, besonders empfohlen worden war. Dieses Vorhaben bereitete mir schreckliche Qualen. Anton Antonowitsch um Geld zu bitten, das schien mir ein ungeheuerliches Unternehmen, dessen ich mich schämen müßte. Ich konnte sogar zwei, drei Nächte nicht schlafen – damals schlief ich überhaupt wenig und befand mich wie in einem Fieberzustand; mein Herz schlug bald so matt, als wollte es aussetzen, bald wieder begann es plötzlich zu springen – Anton Antonowitsch war zuerst sehr erstaunt, dann runzelte er die Stirn, dann überlegte er, lieh mir aber doch schließlich das Geld und ließ mich gleichzeitig einen Schuldschein ausstellen, der ihm das Recht gab, sich das geliehene Geld nach zwei Wochen aus meinem Gehalt auszahlen zu lassen. Auf diese Weise war endlich alles bereit; ein hübscher Biberkragen prangte anstelle des häßlichen Schupps, und ich begann allmählich den Plan in die Tat umzusetzen. Es gleich bei der ersten Begegnung so aufs Geratewohl zu tun, das war denn doch nicht möglich; das mußte mit Verstand ausgeführt werden, also allmählich. Ich mußte indes gestehen, daß ich nach mehrfachen Versuchen der Verzweiflung nahe war: Wir stießen eben nicht zusammen; es war absolut nichts zu machen! Ich mochte mich noch so sehr vorbereitet haben und noch so fest entschlossen sein – es schien, daß wir im nächsten Augenblick zusammenstoßen würden, ich blickte hin – und wieder war ich seitwärts ausgewichen, und er ging vorbei, ohne mich zu bemerken. Wenn ich ihm näher kam, betete ich sogar, Gott möge mir Kraft verleihen. Einmal war ich schon ganz und gar entschlossen; aber die Sache endete damit, daß ich ihm nur vor die Füße geriet, weil es mir im allerletzten Augenblick auf handbreite Entfernung an Mut fehlte. Er ging in aller Ruhe vorbei, und ich flog wie ein Ball zur Seite. In der Nacht war ich dann wieder krank; ich fieberte und phantasierte. Und plötzlich löste sich alles auf die denkbar beste Weise. Eines

Nachts hatte ich endgültig beschlossen, mein verderbliches Vorhaben nicht auszuführen und alles zu unterlassen, und mit dieser Absicht ging ich zum letztenmal auf dem Newski-Prospekt, bloß um zu sehen, wie ich alles unterlassen würde. Plötzlich, drei Schritte von meinem Feind entfernt, entschloß ich mich unerwartet, kniff die Augen zusammen, und – wir prallten kräftig aufeinander, Schulter gegen Schulter! Ich war keinen Zoll breit zur Seite gewichen und ging wie ein vollkommen Gleichberechtigter an ihm vorbei! Er blickte sich nicht einmal um und tat, als hätte er es nicht bemerkt; aber er tat nur so, davon bin ich überzeugt. Bis auf den heutigen Tag bin ich davon überzeugt! Selbstverständlich hatte ich bei dem Zusammenstoß das meiste abbekommen, da er stärker war als ich; aber darauf kam es nicht an. Die Hauptsache war, daß ich meine Absicht erreicht, meine Würde aufrechterhalten hatte, nicht im geringsten ausgewichen war und mich öffentlich mit ihm auf die gleiche soziale Stufe gestellt hatte. Nachdem ich mich so für alles vollständig gerächt hatte, kehrte ich nach Hause zurück. Ich war in begeisterter Stimmung. Ich triumphierte und sang italienische Arien. Natürlich werde ich Ihnen nicht das schildern, was mit mir drei Tage darauf geschah; wenn Sie meinen ersten Teil, den „Untergrund", gelesen haben, so können Sie es selbst erraten. – Der Offizier wurde später irgendwohin versetzt; es ist jetzt schon vierzehn Jahre her, daß ich ihn nicht gesehen habe. Wie mag es ihm gehen, dem lieben Mann? Wen mag er beiseite drängen?

II

Aber die Periode meiner Ausschweifungen war zu Ende gegangen, und ein schreckliches Gefühl von Übelkeit hatte mich überkommen. Es stellte sich Reue ein; aber ich verscheuchte sie: mir war sowieso schon übel genug. Allmählich jedoch gewöhnte ich mich auch daran. Ich gewöhnte mich an alles; das heißt, nicht, daß ich mich eigentlich daran gewöhnt hätte, sondern ich fand mich sozusagen freiwillig bereit, es zu ertragen. Aber ich hatte ein Hilfsmittel, das mir über alles hinweghalf; das war, mich in „alles Schöne und Erhabene" zu retten, natürlich nur in meinen Träumen. Denen gab ich mich ausgiebig hin; drei Monate lang beschäftigte ich mich, in meinen

Winkel verkrochen, nur mit ihnen, und Sie können mir glauben, daß ich in solchen Augenblicken keine Ähnlichkeit mit jenem Herrn hatte, der sich in der Verwirrung seines Hasenherzens an seinen Mantelkragen einen deutschen Biberpelz nähen ließ. Ich wurde auf einmal ein Held. Meinen hochgewachsenen Leutnant hätte ich damals gar nicht erst empfangen, wenn er mir hätte eine Visite machen wollen. Ich konnte ihn mir nicht einmal vorstellen. Was der Inhalt meiner Träume war und wie ich damit zufrieden sein konnte, das ist jetzt schwer zu sagen; aber damals war ich damit zufrieden. Übrigens ist das ja zum Teil auch jetzt der Fall. Besonders angenehm und lebhaft waren die Träume, die mir nach meinen Ausschweifungen in den Sinn kamen; sie waren mit Reue und Tränen, mit Selbstverwünschungen und einem Gefühl des Entzückens verbunden. Es gab dabei Augenblicke einer so völligen Berauschtheit, einer solchen Glücksempfindung, daß sich nicht der geringste Spott in mir regte, wahrhaftig nicht. Glaube, Hoffnung und Liebe waren in meiner Seele. Das war es ja eben, daß ich damals blind glaubte, durch irgendein Wunder, durch irgendein äußeres Ereignis werde sich plötzlich alles auseinanderschieben, einen weiten Raum freigeben, und es werde sich mir auf einmal ein Ausblick auf eine Tätigkeit darbieten, die meiner Persönlichkeit entspräche, auf eine segensreiche, schöne und vor allen Dingen direkt auf mich wartende Tätigkeit (was für eine speziell, das wußte ich niemals; aber vor allen Dingen war es eine, die auf mich wartete), und da würde ich auf einmal in die Welt hinaustreten, sozusagen auf weißem Roß und mit Lorbeerkranz. Für eine Rolle zweiten Ranges hatte ich überhaupt kein Verständnis, und gerade das war der Grund, weshalb ich in Wirklichkeit mit größter Seelenruhe die letzte Rolle spielte. Entweder ein Held sein oder in der Gosse liegen; ein Mittelding gab es für mich nicht. Ebendas war es auch, was mich verdarb; denn „in der Gosse" tröstete ich mich damit, daß ich zu anderer Zeit ein Held war; der Held aber verdeckte mit seiner Persönlichkeit den Schmutz. Für einen gewöhnlichen Menschen, sagte ich mir, ist es eine Schande, sich zu beschmutzen; aber ein Held steht zu hoch, um ganz im Schmutz zu versinken; folglich kann er sich ruhig beschmutzen. Es ist beachtenswert, daß diese Gedanken an „alles Schöne und Erhabene" mir auch während der Ausschweifungen in den Sinn kamen, und zwar

gerade dann, wenn ich mich auf der untersten Stufe befand; sie kamen von ungefähr, stoßweise, als wollten sie sich in Erinnerung bringen, vereitelten aber durch ihr Erscheinen die Ausschweifungen nicht; vielmehr belebten sie sie gewissermaßen durch den Kontrast und stellten sich genau in der Menge ein, die zu einer guten „Sauce" erforderlich war. Diese „Sauce" bestand aus Widersprüchen und Leiden, aus qualvoller innerer Selbstprüfung, und alle die großen und kleinen Qualen verliehen meiner Ausschweifung eine Art pikanten Geschmack, ja sogar einen gewissen Sinn – kurz, sie erfüllten vollkommen die Pflicht einer guten Sauce. All dem fehlte nicht einmal eine gewisse Tiefe. Wie hätte ich mich denn auch mit einer einfachen, gemeinen, direkten, schreiberhaften Ausschweifung zufriedengeben und all den Schmutz an mir ertragen können! Was hätte mich denn damals an diesem Schmutz reizen und mich nachts auf die Straße locken können? Nein, ich hatte für alles eine „edle" Ausrede.

Aber wieviel Liebe, o Gott, wieviel Liebe erlebte ich manchmal in meinen Träumen, wenn ich mich „in das Schöne und Erhabene rettete"; wenn es auch eine phantastische Liebe war und wenn sie auch in Wirklichkeit niemals auf etwas Menschliches angewendet wurde, so war diese Liebe doch in solcher Fülle da, daß später in Wirklichkeit gar kein Bedürfnis vorhanden war, sie anzuwenden: das wäre überflüssiger Luxus gewesen. Alles endete übrigens immer in glücklichster Weise mit einem trägen, berauschenden Übergang zur Kunst, das heißt zu den schönen Formen des Daseins, völlig gebrauchsfertigen Formen, die vorwiegend den Dichtern und Romanschriftstellern gestohlen und allen möglichen Verwendungen und Anforderungen angepaßt waren. Ich triumphiere zum Beispiel über alle; alle liegen selbstverständlich vor mir im Staub und müssen freiwillig alle meine vorzüglichen Eigenschaften anerkennen; ich aber verzeihe ihnen. Ich bin ein berühmter Dichter und Kammerherr und verliebe mich; ich nehme unzählige Millionen ein und opfere sie sogleich zum Wohl der Menschheit, und gleichzeitig beichte ich vor allem Volk meine Laster, die natürlich nicht einfach Laster sind, sondern außerordentlich viel „Schönes und Erhabenes" in sich tragen, so etwas Manfredartiges. Alle weinen und küssen mich (sonst wären sie ja auch geradezu Holzklötze); ich aber gehe barfuß und hungrig von dannen, um neue Ideen zu predigen,

und schlage die Reaktionäre bei Austerlitz. Dann wird ein Marsch gespielt; eine Amnestie wird erlassen; der Papst willigt ein, von Rom nach Brasilien überzusiedeln; darauf Ball für ganz Italien in der Villa Borghese, die am Ufer des Comer Sees liegt, da der Comer See extra für dieses Fest nach Rom verlegt worden ist; dann eine Szene im Gebüsch und so weiter und so weiter – Sie kennen das ja alles! Sie werden sagen, es sei gemein und unwürdig, das jetzt auf den Markt zu bringen, nach so viel Wonnerausch und so vielen Tränen, die ich selbst eingestanden habe. Aber warum soll das unwürdig sein? Meinen Sie denn, daß ich mich jetzt dessen schäme und daß Ihnen vielleicht in Ihrem Leben noch nicht so etwas Dummes passiert sei, meine Herren? Und überdies können Sie mir glauben, daß ich dieses und jenes gar nicht so übel erdichtet habe. Es begab sich doch nicht alles am Comer See. Indessen, Sie haben recht; es ist wirklich gemein und unwürdig. Aber am unwürdigsten ist, daß ich jetzt angefangen habe, mich vor Ihnen zu rechtfertigen. Und noch unwürdiger ist, daß ich jetzt diese Bemerkung mache. Aber nun genug; sonst kommen wir nie zu Ende: eines wäre immer unwürdiger als das andere.
Niemals war ich länger als drei Monate imstande, so zu träumen, und verspürte dann ein unüberwindliches Verlangen, mich in die Gesellschaft der Menschen zu stürzen. Mich in die Gesellschaft der Menschen zu stürzen bedeutete bei mir, meinen Abteilungsleiter Anton Antonowitsch Setotschkin zu besuchen. Er war der einzige ständige Bekannte in meinem ganzen Leben, und ich wundere mich jetzt sogar selbst über diese Tatsache. Aber auch zu ihm ging ich nur dann, wenn die entsprechende Periode gekommen war und meine Träume mich in solche glückselige Stimmung versetzt hatten, daß ich unbedingt und unverzüglich jemanden, das heißt, die ganze Menschheit umarmen mußte; zu diesem Zweck brauchte ich wenigstens einen wirklich und wahrhaftig existierenden Menschen. Zu Anton Antonowitsch mußte man übrigens dienstags kommen (das war sein Jour fixe), und somit mußte ich auch das Verlangen, die ganze Menschheit zu umarmen, immer auf den Dienstag verschieben. Wohnen tat dieser Anton Antonowitsch bei den Fünf Ecken, im vierten Stock, in vier niedrigen, winzigen Zimmerchen, deren Einrichtung den Eindruck großer Sparsamkeit machte. Bei ihm wohnten seine beiden Töchter und deren Tante, die jedesmal den Tee

einschenkte. Von den Töchtern war eine dreizehn, die andere vierzehn Jahre alt; beide hatten Stupsnäschen, und ich war in ihrer Gegenwart immer äußerst verlegen, weil sie fortwährend flüsterten und kicherten. Der Hausherr saß gewöhnlich in seinem Zimmer auf einem Ledersofa am Tisch und bei ihm irgendein bejahrter Besucher, ein Beamter aus unserem oder auch aus einem fremden Ressort. Mehr als zwei oder drei Besucher, und zwar immer ein und dieselben, habe ich dort nie gesehen. Man sprach über die Akzise, über Submissionen im Senat, über Gehälter, über Beförderungen, über Seine Exzellenz, über die Mittel, sich beliebt zu machen, und so weiter und so weiter. Ich hatte die Geduld, neben diesen Leuten wie ein Dummkopf oft vier Stunden lang zu sitzen, ohne daß ich gewagt oder verstanden hätte, mich über irgendein Thema mit ihnen zu unterhalten. Ich wurde dabei ganz stumpfsinnig, begann manchmal zu schwitzen und befürchtete einen Schlaganfall; aber doch waren diese Besuche gut und nützlich. Nach Hause zurückgekehrt, hob ich meine Absicht, die ganze Menschheit zu umarmen, für einen späteren Termin auf.

Übrigens hatte ich noch einen, wenn man's so nennen will, Bekannten, einen gewissen Simonow, einen früheren Schulkameraden von mir. Schulkameraden hatte ich allerdings auch sonst noch viele in Petersburg; aber ich verkehrte nicht mit ihnen und hatte sogar aufgehört, sie auf der Straße zu grüßen. Vielleicht hatte ich auch bei meinem Übergang in ein anderes Dienstressort die Absicht verfolgt, nicht mit ihnen zusammen zu sein und ein für allemal unter meine verhaßte Kindheit einen Strich zu machen. Verflucht seien die Schule und ihre schrecklichen Gefängnisjahre! Kurz, von meinen Kameraden trennte ich mich sofort, als ich in die Freiheit trat. Es waren nur zwei oder drei übriggeblieben, mit denen ich mich noch grüßte, wenn wir uns begegneten. Zu diesen gehörte auch Simonow, der sich bei uns in der Schule durch nichts ausgezeichnet und still und gleichmäßig gelebt hatte; aber ich hatte an ihm eine gewisse Selbständigkeit des Charakters und sogar eine ehrenhafte Gesinnung wahrgenommen. Ich glaube nicht einmal, daß er besonders beschränkt war. Wir hatten früher sehr schöne Augenblicke miteinander verlebt; aber das war nur eine kurze Zeit gewesen: auf einmal hatte sich gleichsam ein Nebel darüber gebreitet. Ihm waren diese Erinnerungen anscheinend peinlich, und ich glaube, er bangte ständig, ich

könnte in den früheren Ton verfallen. Ich fürchtete, ich sei ihm sehr zuwider; aber dennoch ging ich zu ihm, da ich davon nicht sicher überzeugt war.
Einmal, es war ein Donnerstag, konnte ich meine Einsamkeit nicht ertragen; ich wußte aber, daß donnerstags Anton Antonowitschs Tür verschlossen war, und da kam mir der Gedanke an Simonow. Als ich zu ihm in den vierten Stock hinaufstieg, sagte ich mir ausdrücklich, dieser Herr werde sich durch meinen Besuch belästigt fühlen und es habe keinen Zweck, zu ihm zu gehen. Aber da mich solche Überlegungen schließlich erst recht aufstachelten, mich in eine mißliche Lage zu begeben, so ging ich doch zu ihm hinein. Es war fast ein Jahr her, seit ich ihn zum letztenmal gesehen hatte.

III

Ich traf bei ihm noch zwei meiner Schulkameraden. Sie redeten, wie es schien, über eine wichtige Angelegenheit. Meinem Eintritt schenkte keiner von ihnen merkliche Beachtung, was recht seltsam war, da wir uns seit Jahren nicht gesehen hatten. Offenbar hielten sie mich sozusagen für eine gewöhnliche Fliege. So hatten sie mich nicht einmal in der Schule behandelt, obgleich mich dort alle gehaßt hatten. Ich begriff natürlich, daß sie mich jetzt verachten mußten: wegen meines Mißerfolgs in der dienstlichen Laufbahn und deswegen, weil ich schon sehr heruntergekommen war und schlecht gekleidet ging und so weiter, was in ihren Augen ein Beweis meiner Unfähigkeit und Geringwertigkeit war. Aber eine so weitgehende Verachtung hatte ich doch nicht erwartet. Simonow brachte sogar seine Verwunderung über mein Kommen zum Ausdruck. Alles dies machte mich stutzig; ich setzte mich einigermaßen verstimmt hin und hörte zu, wovon sie sprachen.
Das ernste und sogar erregte Gespräch drehte sich um ein Abschiedsdiner, das diese Herren am folgenden Tag ihrem Kameraden Swerkow, einem aktiven Offizier, vor seiner Versetzung in ein fernes Gouvernement geben wollten. Monsieur Swerkow war die ganze Zeit über auch mein Schulkamerad gewesen. In den oberen Klassen hatte ich ihn besonders stark gehaßt. In den unteren Klassen war er nur ein netter, ausgelassener Junge gewesen, den alle gern hatten. Ich mochte

ihn übrigens schon in den unteren Klassen nicht, und zwar gerade, weil er ein netter, ausgelassener Junge war. Er war nie ein guter Schüler gewesen, und je älter er wurde, desto schlechter lernte er; indessen schloß er die Gymnasiumszeit doch erfolgreich ab, weil er gute Protektion hatte. In seinem letzten Schuljahr fiel ihm eine Erbschaft zu, zweihundert Seelen, und da bei uns fast alle arm waren, so begann er uns gegenüber großzutun. Er war ein überaus langweiliger, aber doch ein guter Junge, sogar dann, wenn er großtat. Bei uns aber scharwenzelten, trotz der äußerlichen, phantastischen und phrasenhaften Regeln über Ehre und Ehrenpunkt, doch alle mit Ausnahme sehr weniger um Swerkow herum, um so mehr, je ärger er großtat. Und nicht irgendwelchen Vorteils wegen erniedrigten sie sich so, sondern lediglich, weil die Natur ihn mit ihren Gaben begünstigt hatte. Außerdem hatte es sich bei uns eingebürgert, Swerkow für einen Spezialisten auf dem Gebiet der Lebensgewandtheit und der guten Manieren zu halten. Letzteres ärgerte mich ganz besonders. Ich haßte den ausgelassenen, selbstbewußten Klang seiner Stimme, die Bewunderung seiner eigenen Witze, die meist schrecklich dumm ausfielen, obwohl er ziemlich redegewandt war; ich haßte sein hübsches, aber ein bißchen dummes Gesicht (das ich übrigens gern gegen mein „kluges" eingetauscht hätte) und sein ungeniertes Benehmen, bei dem ihm die Offiziere der vierziger Jahre als Vorbilder dienten. Ich haßte, daß er von seinen künftigen Erfolgen bei den Frauen erzählte (er wollte nicht eher mit den Frauen anfangen, bis er die Offiziersepauletten haben würde, und wartete auf sie mit Ungeduld) und davon, wie er sich alle Augenblicke duellieren werde. Ich erinnere mich, wie ich, sonst immer schweigsam, mit ihm einmal heftig zusammengeriet, als er in der Pause mit den Kameraden über seine künftigen Liebschaften sprach und schließlich, wohlig wie ein junger Hund in der Sonne, erklärte, er werde kein Bauernmädchen auf seinem Gut in Ruhe lassen; das sei das „droit de seigneur"; und wenn die Bauern sich erdreisten sollten, dagegen Einspruch zu erheben, so werde er sie durchpeitschen lassen und ihnen allen, diesen bärtigen Kanaillen, die doppelte Abgabe auferlegen. Unsere Knechtsseelen applaudierten ihm; ich aber geriet mit ihm in heftigen Streit, und zwar durchaus nicht aus Mitleid mit den Mädchen und ihren Vätern, sondern einfach, weil ein solcher Lustmolch Beifall

fand. Ich trug damals den Sieg davon; aber Swerkow war trotz seiner Dummheit ein fröhlicher, dreister Patron; so zog er sich mit Lachen aus der Affäre, sogar so, daß ich, die Wahrheit zu sagen, nicht völlig siegte: die Lacher blieben auf seiner Seite. Er trumpfte mich später noch einige Male ab, aber ohne Bosheit, sondern nur im Scherz, im Vorbeigehen, mit lachendem Mund. Aus Ärger und Geringschätzung gab ich ihm keine Antwort. Nachdem wir das Gymnasium verlassen hatten, machte er den Versuch einer Annäherung an mich; ich widerstrebte nicht sonderlich, weil mir das schmeichelte; aber es war ganz natürlich, daß wir bald wieder auseinanderkamen. Dann hörte ich von seinen Leutnantserfolgen und von dem flotten Leben, das er führte. Später gingen andere Gerüchte um: daß er im Dienst gut vorwärtskomme. Auf der Straße grüßte er mich nicht mehr, und ich nahm an, er fürchtete, sich zu kompromittieren, wenn er mit einer so unbedeutenden Person wie mir einen Gruß wechsele. Einmal sah ich ihn auch im Theater, im dritten Rang; er hatte schon die Achselschnüre. Er machte den Töchtern eines alten Generals den Hof und benahm sich gegen sie äußerst beflissen und unterwürfig. In den drei Jahren hatte sein Äußeres sehr verloren, obwohl er immer noch wie früher ein recht hübscher, gewandter Mann war; aber er war wie aufgeschwemmt und fing an, dick zu werden; es war deutlich, daß er mit dreißig Jahren ein ganz aufgedunsenes Gesicht haben würde. Also diesem Swerkow wollten unsere Kameraden vor seiner Abreise ein Diner geben. Sie hatten während der drei Jahre ununterbrochen mit ihm verkehrt, obgleich sie bestimmt fühlten, daß sie mit ihm nicht auf gleicher Stufe standen; davon bin ich überzeugt.

Von Simonows beiden Gästen war der eine ein Deutschrusse namens Ferfitschkin, ein Mann von kleiner Statur mit einem Affengesicht, ein Dummkopf, der sich über alle lustig machte, mein ärgster Feind schon von den untersten Klassen an, gemein, dreist, ein Renommist, der das empfindlichste Ehrgefühl fingierte, obwohl er natürlich im Grund seines Herzens ein Feigling war. Er gehörte zu denjenigen Verehrern Swerkows, die ihm in bestimmter Absicht schmeichelten und oft Geld von ihm borgten. Simonows anderer Gast, Trudoljubow, war keine bemerkenswerte Persönlichkeit: im Militärdienst, hochgewachsen, mit kaltem Gesichtsausdruck, ziemlich ehrenhaft, aber bereit, sich vor jedem Erfolg zu beugen; reden konnte er

über nichts anderes als über die Beförderung. Mit Swerkow war er entfernt verwandt, und das hatte ihm auf der Schule dummerweise unter uns zu einem gewissen Ansehen verholfen. Mich hatte er die ganze Zeit über sehr geringgeschätzt; benommen hatte er sich gegen mich nicht gerade höflich, aber zumindest leidlich.
„Nun gut, also jeder gibt sieben Rubel", sagte Trudoljubow; „wir sind drei, das macht einundzwanzig Rubel; dafür kann man ganz gut dinieren. Swerkow bezahlt natürlich nicht."
„Selbstverständlich nicht, wenn wir ihn doch einladen", erwiderte Simonow.
„Glaubt ihr wirklich", warf Ferfitschkin hitzig in hochmütigem Ton dazwischen, wie ein frecher Lakai, der mit den Orden seines Generals prahlt, „glaubt ihr wirklich, daß Swerkow uns allein bezahlen läßt? Er wird es aus Feingefühl annehmen, aber dafür seinerseits ein halbes Dutzend spendieren."
„Na, ein halbes Dutzend für uns vier, das ist doch etwas zuviel", bemerkte Trudoljubow, der nur das halbe Dutzend beachtet hatte.
„Also wir drei, mit Swerkow vier, einundzwanzig Rubel, im ‚Hôtel de Paris', morgen um fünf Uhr", sagte Simonow, den sie als Arrangeur gewählt hatten, zum Schluß.
„Wieso einundzwanzig?" fragte er in etwas erregtem Ton, wobei ich mir sogar den Anschein gab, als fühlte ich mich gekränkt. „Wenn Sie mich mitzählen, kommen nicht einundzwanzig Rubel heraus, sondern achtundzwanzig."
Ich hatte die Vorstellung, wenn ich mich so plötzlich und unerwartet anböte, würde sich das sehr hübsch machen und ihnen sofort stark imponieren, und sie würden dann Respekt vor mir bekommen.
„Wollen Sie sich denn auch daran beteiligen?" fragte Simonow mißvergnügt, wobei er vermied, mich anzusehen. Er kannte mich auswendig.
Es brachte mich in Wut, daß er mich auswendig kannte.
„Warum denn nicht? Ich bin ja, möchte ich meinen, ebenfalls ein Schulkamerad von ihm, und ich muß gestehen, es ist sogar kränkend, daß Sie mich nicht hinzugezogen haben", sprudelte ich wieder hervor.
„Aber wo hätten wir Sie suchen sollen?" mischte sich Ferfitschkin grob ein.
„Sie haben sich doch immer mit Swerkow schlecht vertragen",

fügte Trudoljubow mit finsterer Miene hinzu. Aber ich hatte mich nun einmal eingemischt und ließ nicht mehr davon ab.
„Mir scheint, daß keiner ein Recht hat, darüber zu urteilen", erwiderte ich; die Stimme bebte mir, als wäre Gott weiß was passiert. „Vielleicht will ich es jetzt gerade deswegen, weil ich mich früher mit ihm schlecht vertragen habe."
„Na, wer kann aus Ihnen klug werden . . . solche Verstiegenheiten!" bemerkte Trudoljubow lächelnd.
„Wir nehmen Ihre Anmeldung an", entschied Simonow, zu mir gewendet. „Morgen um fünf Uhr im ‚Hôtel de Paris'; keine Mißverständnisse!"
„Wie ist's mit dem Geld?" begann Ferfitschkin halblaut zu Simonow, indem er mit dem Kopf zu mir deutete; aber er verstummte dann, da auch Simonow verlegen wurde.
„Nun genug", sagte Trudoljubow und stand auf. „Wenn er so große Lust hat, mag er kommen."
„Aber wir sind doch ein Freundeskreis", bemerkte Ferfitschkin boshaft und griff ebenfalls nach seinem Hut. „Das ist keine offizielle Zusammenkunft. Vielleicht wollen wir Sie gar nicht haben . . ."
Sie gingen weg; Ferfitschkin grüßte mich beim Hinausgehen überhaupt nicht; Trudoljubow nickte kaum mit dem Kopf, ohne mich anzusehen. Simonow, mit dem ich allein zurückblieb, war verwundert und verdrießlich und sah mich sonderbar an. Er setzte sich nicht hin und lud mich nicht zum Sitzen ein.
„Hm . . . ja . . . also morgen. Wollen Sie das Geld gleich jetzt bezahlen? Ich sage es nur, um es genau zu wissen", murmelte er verlegen.
Ich fuhr auf; aber dabei fiel mir ein, daß ich Simonow seit undenklichen Zeiten fünfzehn Rubel schuldete; ich hatte das zwar nicht vergessen, aber ihm das Geld auch nie zurückgegeben.
„Sie müssen selbst sagen, Simonow, daß ich das nicht im voraus wissen konnte, als ich herkam . . . es ist mir sehr unangenehm, daß ich vergessen habe, mir Geld einzustecken."
„Gut, gut, es ist ja ganz gleich. Dann bezahlen Sie morgen nach dem Diner. Ich fragte nur, um zu wissen . . . Haben Sie die Güte . . ."
Er verstummte und begann mit gesteigertem Ärger im Zimmer auf und ab zu gehen. Dabei trat er mit den Hacken auf und stampfte laut.

„Ich halte Sie doch nicht auf?" fragte ich nach einem Stillschweigen, das wohl zwei Minuten gedauert hatte.
„O nein", erwiderte er, plötzlich zusammenfahrend; „das heißt, die Wahrheit zu sagen: doch. Sehen Sie, ich hatte noch einen Gang vor ... Hier in der Nähe ...", fügte er entschuldigend hinzu; er schämte sich reichlich.
„Ach, mein Gott! Aber warum sagen Sie das denn nicht?" rief ich und griff nach meiner Mütze; übrigens zeigte ich dabei eine erstaunliche Ungeniertheit; Gott weiß, woher ich die auf einmal hatte.
„Es ist ja nicht weit ... nur zwei Schritte von hier ...", wiederholte Simonow, als er mich mit einer geschäftigen Miene, die ihm gar nicht stand, ins Vorzimmer geleitete. „Also morgen Punkt fünf Uhr!" rief er mir auf die Treppe nach; er war höchst zufrieden, daß ich wegging. Ich aber war wütend.
„Mußte mich der Teufel reiten, mich da einzumischen!" rief ich zähneknirschend aus, als ich auf der Straße war. „Und wegen diesem Swerkow, einem solchen Schuft und Schweinehund! Natürlich brauche ich nicht hinzugehen; natürlich pfeife ich auf die ganze Geschichte; oder bin ich vielleicht gebunden? Morgen werde ich Simonow durch die Stadtpost benachrichtigen ..."
Aber ebendarum war ich so wütend, weil ich genau wußte, daß ich doch hingehen würde, nun gerade, je taktloser und unpassender mein Hingehen war, um so sicherer würde ich es tun.
Und dabei hatte ich einen positiven Hinderungsgrund: Ich besaß kein Geld. Alles in allem hatte ich nur neun Rubel zu Hause liegen. Aber davon mußte ich gleich morgen sieben als Monatslohn meinem Diener Apollon auszahlen, der bei mir wohnte, für seine Dienste sieben Rubel empfing, sich aber selbst beköstigte.
Ihm den Lohn nicht auszuzahlen war in Anbetracht des Charakters dieses Apollon ein Ding der Unmöglichkeit. Aber von dieser Kanaille, von diesem Geschwür an meinem Leib werde ich später noch reden.
Indessen wußte ich vorher, daß ich ihm seinen Lohn doch nicht geben, sondern unter allen Umständen zu dem Diner gehen würde.
In dieser Nacht hatte ich die häßlichsten Träume. Das war kein Wunder: den ganzen Abend über hatten mich die Erinnerungen an die Gefängnisjahre meiner Schulzeit gepeinigt, und

ich hatte sie nicht abschütteln können. In diese Schule hatten mich entfernte Verwandte gegeben, von denen ich abhängig war und von denen ich bis dahin gar nichts gewußt hatte; ich war Waise, durch ihre Ermahnungen ganz verschüchtert, schwieg am liebsten, fing aber schon an, nachzudenken und scheu alles zu beobachten. Meine Kameraden empfingen mich mit boshaften, erbarmungslosen Spöttereien, weil ich mit ihnen so gar keine Ähnlichkeit hatte. Aber ich konnte diese Spöttereien nicht ertragen; ich konnte mich nicht so leicht einleben, wie sie sich miteinander eingelebt hatten. Ich begann sie sogleich zu hassen und schloß mich in schreckhaftem, leicht verwundbarem, maßlosem Stolz von allen ab. Ihr rohes Wesen empörte mich. Sie lachten offen und unverschämt über mein Gesicht und über meine unbeholfene Gestalt; aber was hatten sie selbst für dumme Gesichter! In unserer Schule verwandelte sich der Ausdruck der Gesichter in eigentümlicher Weise und wurde dümmer. Wie viele schöne Kinder traten bei uns ein: aber nach einiger Zeit wurde es schon widerwärtig, sie anzusehen. Und mit sechzehn Jahren betrachtete ich sie erstaunt und mit Abneigung; bereits damals setzten mich die Kleinlichkeit ihrer Denkweise und die Dummheit ihrer Beschäftigungen, Spiele und Gespräche in Verwunderung. Für die wichtigsten Dinge hatten sie so wenig Verständnis, für die merkwürdigsten, auffallendsten Gegenstände so wenig Interesse, daß ich sie unwillkürlich weit unter mich stellte. Es war nicht verletzte Eitelkeit, die mich so denken ließ, und kommen Sie mir um Gottes willen nicht mit den bis zum Ekel abgedroschenen herkömmlichen Phrasen: ich hätte in einer Traumwelt gelebt, sie aber hätten auch damals schon Verständnis für das wirkliche Leben gehabt. Für nichts hatten sie Verständnis, für kein wirkliches Leben, und ich versichere Ihnen, eben das war es, was mich am meisten gegen sie aufbrachte. Vielmehr faßten sie die offenkundigste, augenfälligste Wirklichkeit in einer phantastisch dummen Weise auf und gewöhnten sich schon damals daran, nur vor dem Erfolg Respekt zu haben. Über alles, was recht und gut, aber erniedrigt und gedemütigt war, machten sie sich in grausamer, schmählicher Weise lustig. Hohen Rang hielten sie für Verstand; schon mit sechzehn Jahren redeten sie von bequemen Stellungen. Allerdings rührte vieles von ihrer Dummheit her und von den schlechten Beispielen, die sie die ganze Kindheit hindurch ständig umgaben.

Gemein waren sie in ungeheuerlichem Maß. Selbstverständlich war auch hierbei das meiste nur äußerlich angenommen, nur künstlicher Zynismus; selbstverständlich schimmerten auch bei ihnen die Jugendlichkeit und eine gewisse Frische sogar durch die Gemeinheit hindurch; aber selbst die Frische hatte bei ihnen nichts Anziehendes und äußerte sich in einer Art Dreistigkeit. Ich haßte sie gewaltig, obgleich ich vielleicht noch schlechter war als sie. Sie zahlten mir mit gleicher Münze und machten aus ihrer Abneigung gegen mich kein Hehl. Aber ich hatte auch gar kein Verlangen mehr nach ihrer Zuneigung; im Gegenteil, ich dürstete ständig danach, sie zu demütigen. Um ihren Spöttereien zu entgehen, begann ich absichtlich, möglichst gut zu lernen, und arbeitete mich zu den ersten Plätzen hinauf. Das imponierte ihnen. Zudem sahen sie allmählich ein, daß ich schon Bücher las, die sie nicht lesen konnten, und Dinge verstand, die außerhalb unseres Unterrichtsstoffes lagen und von denen sie nie etwas gehört hatten. Verwunderung und Spott, das war die Stellung, die sie demgegenüber einnahmen; aber innerlich ordneten sie sich mir unter, um so mehr, als selbst die Lehrer mir in dieser Hinsicht ihre Aufmerksamkeit zuwandten. Die Spöttereien hörten auf; aber die Feindseligkeiten dauerten fort, und es bildete sich ein kaltes, gespanntes Verhältnis heraus. Gegen Ende meiner Schulzeit hielt ich diesen Zustand selbst nicht mehr aus: Mit den Jahren hatte sich ein Bedürfnis nach Menschen, nach Freunden eingestellt. Ich versuchte, mich einigen zu nähern; aber diese Annäherung wirkte immer gar zu unnatürlich und hörte daher von selbst wieder auf. Einmal hatte ich wirklich einen Freund. Aber ich war bereits meinem Wesen nach ein Despot; ich wollte unbeschränkt über seine Seele herrschen; ich wollte ihm Verachtung gegen seine Umgebung einflößen; ich forderte von ihm den stolzen, endgültigen Bruch mit dieser Umgebung. Ich ängstigte ihn mit meiner leidenschaftlichen Freundschaft; ich brachte ihn zu Tränen, zu Krämpfen; er war eine naive, hingebungsvolle Seele; aber als er sich mir ganz hingegeben hatte, fing ich sogleich an, ihn zu hassen, und stieß ihn von mir – gerade als hätte ich ihn nur gebraucht, um über ihn den Sieg davonzutragen, um ihn zu unterjochen. Aber alle konnte ich nicht besiegen; mein Freund war, ebenso wie ich, keinem von ihnen ähnlich und bildete eine seltene Ausnahme. Das erste, was ich nach meinem Austritt aus der Schule tat, war die Ablehnung

der dienstlichen Laufbahn, für die meine Verwandten mich bestimmt hatten; damit zerriß ich alle Fäden, verfluchte die Vergangenheit und streute ihre Asche in alle Winde... Weiß der Teufel, warum ich danach wieder zu diesem Simonow hintrollte!

Am andern Morgen sprang ich früh aus dem Bett, als würde alles sogleich beginnen. Ich glaubte, es werde an diesem Tag bestimmt ein radikaler Umschwung in meinem Leben eintreten. Vielleicht lag es daran, daß so etwas selten vorkam, jedenfalls habe ich mir das ganze Leben hindurch bei jedem, auch dem unbedeutendsten Ereignis immer vorgestellt, daß nun sofort ein radikaler Umschwung in meinem Leben eintreten werde. Ich ging jedoch wie gewöhnlich zum Dienst, schlich mich aber zwei Stunden vor Kanzleischluß nach Hause, um mich zurechtzumachen. Die Hauptsache ist, dachte ich, daß ich nicht als erster hinkomme; sonst werden sie denken, ich hätte mich schon sehr darauf gefreut. Aber solcher Hauptsachen gab es Tausende, und alle regten mich so auf, daß ich ganz schwach wurde. Ich putzte mir eigenhändig die Stiefel noch einmal; Apollon hätte sie um keinen Preis der Welt zweimal an einem Tag geputzt, da er fand, daß das nicht in Ordnung sei. Ich putzte sie, nachdem ich die Bürsten heimlich aus dem Vorzimmer entwendet hatte, damit er es nicht merkte und mich nicht etwa verachten konnte. Darauf musterte ich eingehend meinen Anzug und fand, daß er alt, abgerieben und abgetragen sei. Ich war in dieser Hinsicht schon gar zu nachlässig geworden. Meine Dienstuniform war allerdings in Ordnung; aber ich konnte doch nicht in der Dienstuniform an einem Diner teilnehmen. Aber die Hauptsache war, daß sich an den Hosen, gerade an dem einen Knie, ein gewaltiger gelber Fleck befand. Ich ahnte, daß schon allein dieser Fleck mir neun Zehntel der persönlichen Würde rauben werde. Ich wußte auch, daß es sehr unwürdig war, so zu denken. Aber jetzt handelt es sich nicht um das Denken; jetzt kommt das wirkliche Leben auf mich zu, dachte ich und wurde ganz kleinmütig. Außerdem wußte ich schon damals genau, daß ich alle diese Dinge in ungeheuerlicher Weise übertrieb; aber was war zu machen? Ich war nicht mehr imstande, mich zu beherrschen, und wurde vom Fieber geschüttelt. Voller Verzweiflung stellte ich mir alles im voraus vor: wie dieser „Schuft", der Swerkow, mich von oben herab und kühl begrüßen, mit welcher stumpf-

sinnigen, durch nichts zu überwindenden Verachtung der dumme Trudoljubow mich ansehen, in welch häßlicher, dreister Weise der nichtswürdige Ferfitschkin, um seinem Gönner Swerkow zu gefallen, über mich kichern, wie vorzüglich Simonow das alles im stillen verstehen und wie sehr er mich wegen meiner elenden Eitelkeit und meines unwürdigen Kleinmuts verachten werde, und vor allen Dingen: wie kläglich und alltäglich das alles sein werde, wie wenig es dem „gehobenen literarischen Stil" entsprach! Gewiß, das beste wäre gewesen, überhaupt nicht hinzugehen. Aber das war nun schon völlig unmöglich: wenn es mich irgendwohin zog, dann konnte ich einfach nicht widerstehen. Ich hätte mich nachher mein Leben lang gehöhnt: Siehst du wohl, du hast Angst gehabt, hast vor dem wirklichen Leben Angst gehabt, hast Angst gehabt! Vielmehr wünschte ich leidenschaftlich, diesem „Gesindel" zu zeigen, daß ich gar nicht so ein Feigling sei, wie ich selbst von mir glaubte. Ja noch mehr: Gerade im stärksten Paroxysmus meines Feigheitsfiebers phantasierte ich davon, daß ich die Oberhand gewinnen, den Sieg davontragen, sie in Entzücken versetzen, sie zwingen würde, mich zu lieben, na, zum Beispiel „wegen meiner erhabenen Gedanken und meines unzweifelhaften Esprits". Ich sagte mir: Sie werden Swerkow links liegenlassen; er wird schweigend abseits sitzen und sich schämen; ich werde ihn einfach plattdrücken. Nachher werde ich mich meinetwegen wieder mit ihm versöhnen und Brüderschaft trinken. Aber am schmerzlichsten und kränkendsten war für mich dies, daß ich schon im voraus wußte, vollkommen und bestimmt wußte, daß mir in Wahrheit an alledem nichts lag, daß ich in Wahrheit überhaupt nicht den Wunsch hatte, sie plattzudrücken, zu unterwerfen, in Entzücken zu versetzen, und daß ich für dieses Resultat, wenn ich es wirklich erzielte, keinen Groschen geben würde. O wie heiß bat ich Gott, der Tag möge recht schnell vorübergehen! In unbeschreiblicher Angst trat ich ans Fenster, öffnete die Lüftungsklappe und sah in den trüben Nebel des dichtfallenden nassen Schnees hinaus . . .

Endlich schlug meine jämmerliche kleine Wanduhr fünf. Ich ergriff die Mütze, und indem ich mir Mühe gab, Apollon nicht anzusehen, der schon seit dem Morgen auf die Auszahlung seines Lohns wartete, aber in seiner Dummheit davon nicht als erster anfangen wollte, schlüpfte ich an ihm vorbei aus der

Tür und fuhr in einem Droschkenschlitten erster Klasse, den ich absichtlich für meinen letzten halben Rubel gemietet hatte, wie ein vornehmer Herr zum „Hôtel de Paris“

IV

Ich hatte schon am vorhergehenden Abend gewußt, daß ich als erster ankommen würde. Aber das kümmerte mich jetzt gar nicht mehr.
Von den andern war noch niemand da; ich hatte sogar Mühe, unser Zimmer zu finden. Der Tisch war noch nicht fertig gedeckt. Was bedeutete das? Nach vielem Fragen erfuhr ich endlich von den Kellnern, daß das Diner zu sechs und nicht zu fünf Uhr bestellt worden sei. Auch am Büfett wurde mir das bestätigt. Ich schämte mich sogar meiner Fragen. Es war erst fünfundzwanzig Minuten nach fünf. Wenn sie den Zeitpunkt verschoben hatten, so wäre es jedenfalls ihre Pflicht gewesen, mich zu benachrichtigen, dazu ist die Stadtpost da; aber sie durften mich nicht in die Lage bringen, mich vor mir selbst und auch vor den Kellnern schämen zu müssen. Ich setzte mich; ein Kellner deckte den Tisch zu Ende; seine Gegenwart steigerte bei mir das Gefühl der Kränkung. Kurz vor sechs Uhr wurden zu den bereits brennenden Lampen noch Kerzen ins Zimmer gebracht. Es war dem Kellner aber gar nicht eingefallen, diese gleich nach meiner Ankunft hereinzubringen. Im Nebenzimmer dinierten an verschiedenen Tischen zwei schweigsame Gäste, die finstere, ärgerliche Gesichter machten. In einem der entfernteren Räume ging es sehr geräuschvoll her; es wurde sogar geschrien; man hörte eine ganze Gesellschaft lachen; auch häßliches französisches Gekreisch war vernehmbar: es war ein Diner mit Damen. Kurz, ich war recht verdrießlich. Selten hatte ich in meinem Leben unangenehmere Minuten durchgemacht, so daß ich, als sie Punkt sechs Uhr alle zusammen erschienen, mich im ersten Augenblick über sie wie über Befreier freute und beinahe vergessen hätte, daß ich gekränkt aussehen mußte.
Swerkow trat als erster durch die Tür; offenbar räumten die andern ihm den Vorrang ein. Er und die andern lachten; aber als Swerkow mich erblickte, nahm er eine würdevolle Haltung an, trat ohne Eile, sich in der Taille wie aus Koketterie etwas

nach vorn biegend, an mich heran und reichte mir freundlich, aber nicht sehr freundlich, die Hand, mit vorsichtiger, beinahe generalmäßiger Höflichkeit, als nähme er sich beim Händeschütteln vor etwas in acht. Ich hatte im Gegenteil geglaubt, er würde gleich beim Eintritt in sein früheres dünnes, kreischendes Lachen ausbrechen und gleich mit den ersten Worten seine faden Späße und Witzchen loslassen. Darauf war ich seit dem vorhergehenden Abend gefaßt gewesen; aber in keiner Weise hatte ich ein solches Benehmen von oben herab, eine solche exzellenzhafte Freundlichkeit erwartet. Also war er jetzt völlig der Ansicht, daß er in jeder Hinsicht unermeßlich weit über mir stehe? Wenn er nur die Absicht hätte, mich durch dieses generalmäßige Benehmen zu beleidigen, dann würde das noch nicht viel zu sagen haben, dachte ich; dann würde ich einfach ausspucken. Wie aber, wenn wirklich, ohne mich beleidigen zu wollen, sich in seinem Hammelkopf die Vorstellung gebildet hatte, daß er unermeßlich hoch über mir stehe und sich überhaupt nicht anders als gönnerhaft gegen mich benehmen könne? Schon die bloße Vermutung benahm mir den Atem.

„Ich habe mit Erstaunen von Ihrem Wunsch, an unserm Zusammensein teilzunehmen, gehört", begann er lispelnd und zischend und die Worte dehnend, was er früher nicht getan hatte. „Wir sind sehr lange nicht mit Ihnen zusammengekommen. Sie meiden uns. Mit Unrecht. Wir sind nicht so schreckliche Menschen, wie Sie glauben. Nun, jedenfalls freue ich mich, unsere Bekanntschaft zu er-neu-ern ..."

Er wendete sich lässig ab, um seinen Hut auf das Fensterbrett zu legen.

„Warten Sie schon lange?" fragte Trudoljubow.

„Ich bin Punkt fünf Uhr gekommen, wie es mir gestern gesagt wurde", antwortete ich laut und in gereiztem Ton, der eine baldige Explosion erwarten ließ.

„Hast du ihm denn nicht mitgeteilt, daß wir die Stunde umgeändert haben?" wandte sich Trudoljubow an Simonow.

„Nein. Ich habe es vergessen", erwiderte dieser, aber ohne jedes Bedauern und ohne sich bei mir zu entschuldigen, dann ging er, um die kalten Vorspeisen zu bestellen.

„Also sind Sie schon eine Stunde hier? Ach, Sie Armer!" rief Swerkow spöttisch; denn nach seiner Auffassung mußte das wirklich furchtbar komisch gewesen sein. In sein Gelächter

stimmte dann auch Ferfitschkin mit seiner niederträchtigen, hellen, dünnen Stimme ein, die wie das Gekläff eines Schoßhündchens klang. Auch ihm erschien meine Situation als eine sehr verlegene und komische.
„Das ist durchaus nicht lächerlich!" schrie ich Ferfitschkin an, da ich in immer größere Erregung geriet. „Nicht ich trage die Schuld, sondern andere, die es versäumt haben, mir Mitteilung zu machen. Das ... das ... das ... ist einfach absurd."
„Nicht nur absurd, sondern noch etwas Ärgeres", brummte Trudoljubow, der sich in ungeschickter Weise meiner annahm. „Sie sind gar zu gutmütig. Das ist geradezu eine Unhöflichkeit. Natürlich keine absichtliche. Wie hat Simonow nur ... hm!"
„Wenn mir jemand einen solchen Streich gespielt hätte", bemerkte Ferfitschkin, „dann hätte ich ..."
„Ja, dann hätten Sie sich etwas zu essen und zu trinken bestellt", unterbrach ihn Swerkow, „oder sich einfach, ohne zu warten, das Diner servieren lassen."
„Sie werden zugeben müssen, daß ich das ohne weiteres hätte tun können", sagte ich in scharfem Ton. „Wenn ich wartete, so ..."
„Setzen wir uns, meine Herren!" rief der wieder eintretende Simonow. „Es ist alles bereit; für den Champagner übernehme ich jede Bürgschaft; er ist vorzüglich gekühlt ... Ich kannte ja Ihre Adresse nicht; wo hätte ich Sie da suchen sollen?" wandte er sich auf einmal an mich, aber wieder, ohne mich anzusehen. Offenbar hatte er etwas gegen mich; gewiß hatte er nach meinem Besuch am Tag zuvor über die Sache nachgedacht.
Alle setzten sich, auch ich setzte mich. Der Tisch war rund. Zu meiner Linken saß Trudoljubow, zu meiner Rechten Simonow. Swerkow saß mir gegenüber, Ferfitschkin neben ihm, zwischen ihm und Trudoljubow.
„Sa-agen Sie mal, sind Sie ... in einem Ministerialdepartement?" Swerkow fuhr fort, sich mit mir abzugeben. Da er sah, daß ich verdrießlich war, glaubte er allen Ernstes, er müsse zu mir freundlich sein und mich sozusagen aufmuntern. Was will der Mensch nur von mir? dachte ich wütend. Will er, daß ich ihm eine Weinflasche an den Kopf werfe? Weil ich solche Zusammenkünfte nicht gewohnt war, geriet ich überaus schnell in gereizte Stimmung.
„Nein, ich bin in der ... schen Kanzlei", antwortete ich kurz

und blickte dabei auf meinen Teller.
„Und... gefällt es Ihnen in Ihrer Stel-lung? Sa-agen Sie, was hat Sie ver-an-laßt, Ihre frühere Stellung aufzugeben?"
„Die Ver-an-las-sung war eben, daß ich meine frühere Stellung aufgeben wollte", erwiderte ich und zog dabei die Worte dreimal so stark in die Länge; denn ich konnte mich kaum noch beherrschen. Ferfitschkin prustete los. Simonow warf mir einen ironischen Blick zu; Trudoljubow hörte auf zu essen und betrachtete mich neugierig.
Swerkow krümmte sich ein wenig zusammen, tat aber so, als hätte er nichts bemerkt.
„Nuu-uun, und Ihr Lohn?"
„Was für ein Lohn?"
„Ich meine Ihr Gehalt?"
„Aber wozu examinieren Sie mich so?"
Indessen sagte ich sogleich, wieviel Gehalt ich bekam. Ich war furchtbar rot geworden.
„Das ist nicht viel", bemerkte Swerkow würdevoll.
„Ja, da kann man nicht in feinen Restaurants dinieren!" fügte Ferfitschkin frech hinzu.
„Meiner Ansicht nach ist das sogar ärmlich", bemerkte Trudoljubow ernst.
„Und wie mager Sie geworden sind, wie Sie sich verändert haben... seit jener Zeit...", fügte Swerkow hinzu, nunmehr nicht ohne Bosheit, indem er mit unverschämtem Mitleid mich und meinen Anzug musterte.
„Aber machen Sie ihn doch nicht ganz verlegen!" rief Ferfitschkin kichernd.
„Mein Herr, lassen Sie sich sagen, daß ich mich nicht verlegen machen lasse!" Ich brauste vollends auf. „Hören Sie wohl? Ich diniere hier ‚in einem feinen Restaurant' für mein eigenes Geld, für mein eigenes und nicht für fremdes; merken Sie sich das, Monsieur Ferfitschkin!"
„Wie bitte? Wer diniert denn hier nicht für sein Geld? Sie reden, als ob...", nahm Ferfitschkin den Kampf auf; er war krebsrot geworden und sah mir wütend in die Augen.
„Nun ja, nun ja!" antwortete ich, da ich fühlte, daß ich zu weit gegangen war. „Und ich glaube, es wäre besser, wenn wir ein klügeres Gespräch begännen."
„Sie wollen wohl Ihren Verstand leuchten lassen?"
„Seien Sie unbesorgt; das wäre hier völlig überflüssig."

„Aber Sie wollen hier herumlamentieren, mein Herr, wie? Haben Sie auch nicht in Ihrem Lepartement“ (so!) „den Verstand verloren?“
„Genug, meine Herren, genug!“ rief Swerkow gebieterisch.
„Wie dumm das Gerede ist!“ brummte Simonow.
„Wahrhaftig, es ist dumm; wir sind hier als eine Gesellschaft von Freunden zusammengekommen, um mit einem guten Freund vor seiner Reise Abschied zu feiern, und da fangen Sie Streit an!“‘ sagte Trudoljubow, sich in grobem Ton an mich wendend. „Sie haben sich gestern selbst aufgedrängt; stören Sie nun nicht die allgemeine Harmonie . . .“
„Genug, genug!“ rief Swerkow. „Hören Sie auf, meine Herren; das schickt sich wirklich nicht. Da will ich Ihnen lieber erzählen, wie ich mich vorgestern beinahe verheiratet hätte . . .“
Und nun folgte eine satirische Erzählung, wie dieser Herr sich vor zwei Tagen beinahe verheiratet hätte. Von der Heirat sagte er übrigens kein Wort; aber in der Erzählung wimmelte es von Generälen, Obersten und sogar von Kammerjunkern, und Swerkow war unter ihnen fast die Hauptperson. Beifälliges Gelächter erhob sich; Ferfitschkin kreischte sogar vor Vergnügen.
Sie ließen mich unbeachtet, und ich saß mundtot gemacht und gedemütigt da.
Mein Gott, ist das eine Gesellschaft für mich! dachte ich. Und als was für ein Dummkopf habe ich mich ihnen gezeigt! Diesem Ferfitschkin habe ich aber doch zuviel erlaubt. Sie denken, die Tölpel, sie hätten mir Ehre erwiesen, weil sie mir einen Platz an ihrem Tisch eingeräumt haben, und begreifen nicht, daß ich, ich es bin, der ihnen Ehre erweist, und nicht sie mir! ‚Mager geworden! Anzug!‘ Ach, die verfluchten Hosen! Swerkow hat vorhin gleich den gelben Fleck an meinem Knie bemerkt . . . Aber was soll ich hier noch? Ich will sofort, augenblicklich vom Tisch aufstehen, meinen Hut nehmen und einfach weggehen, ohne ein Wort zu sagen . . . Aus Verachtung! Morgen aber kann ich sie ja meinetwegen zum Duell fordern. Die Schufte! Die sieben Rubel sollen mir nicht leid tun. Am Ende denken sie . . . Hol's der Teufel! Die sieben Rubel tun mir nicht leid! Augenblicklich gehe ich fort!
Natürlich blieb ich da.
Ich trank vor Verdruß Lafite und Sherry, immer ganze Gläser

voll. Da ich das nicht gewohnt war, wurde ich schnell betrunken, und mit der Trunkenheit wuchs auch mein Ärger. Ich bekam auf einmal Lust, sie alle in der dreistesten Weise zu beleidigen und dann wegzugehen. Ich will den richtigen Augenblick abpassen und ihnen zeigen, wen sie vor sich haben; dann mögen sie sagen: „Er ist zwar komisch, aber klug" ... und ... und ... kurz, hol sie der Teufel!
Mit meinen trüb gewordenen Augen blickte ich frech von einem zum andern. Aber sie taten, als hätten sie mich vollständig vergessen. Bei ihnen herrschten Lärm, Geschrei und Lustigkeit. Das Wort führte immer Swerkow. Ich begann zuzuhören. Swerkow erzählte von einer schönen, stolzen Dame, die er schließlich dahin gebracht habe, ihm ihre Liebe zu gestehen (natürlich log er wie gedruckt); besonders behilflich sei ihm bei dieser Affäre sein intimer Freund Kolja gewesen, ein Fürst, Husarenoffizier, Besitzer von dreitausend Seelen.
„Dabei existiert dieser Kolja, der Besitzer von dreitausend Seelen, überhaupt nicht; er schwindelt Ihnen etwas vor", warf ich plötzlich dazwischen.
Ein Weilchen waren alle stumm.
„Sie sind schon jetzt betrunken", äußerte endlich Trudoljubow, indem er sich dazu herbeiließ, mich zu bemerken, und verächtlich einen schrägen Blick in meine Richtung warf. Swerkow betrachtete mich schweigend wie einen merkwürdigen Käfer. Ich schlug die Augen nieder. Simonow goß möglichst rasch Champagner in die Gläser.
Trudoljubow hob sein Glas, und nach ihm taten dies alle, außer mir.
„Auf deine Gesundheit und auf eine glückliche Reise!" rief er Swerkow zu. „Auf die Jahre unserer Freundschaft, meine Herren, und auf unsere Zukunft! Hurra!"
Alle tranken aus und drängten sich dann um Swerkow, um ihn zu küssen. Ich rührte mich nicht; das volle Glas stand vor mir, ohne daß ich es erhoben hätte.
„Werden Sie denn nicht trinken?" brüllte Trudoljubow, der die Geduld verloren hatte und sich drohend an mich wandte.
„Ich will selbst einen Toast ausbringen, einen eigenen Toast ... und dann werde ich austrinken, Herr Trudoljubow."
„Ein gräßliches Subjekt!" brummte Simonow.
Ich richtete mich auf meinem Stuhl gerade und ergriff in

fieberhafter Aufregung das Glas; ich bereitete mich darauf vor, etwas Ungewöhnliches zu sagen, wußte aber selbst noch nicht, was ich eigentlich sagen würde.
„Silence!" rief Ferfitschkin. „Jetzt kommt etwas Kluges!"
Swerkow wartete mit ernster Miene; er begriff, wie die Sache stand.
„Herr Leutnant Swerkow", begann ich, „lassen Sie sich sagen, daß ich die Phrasen und die Phrasenhelden und die geschnürten Taillen hasse... Das ist der erste Punkt; auf diesen folgt der zweite."
Alle gerieten in unruhige Bewegung.
„Zweiter Punkt: ich hasse die leichtfertigen Weiber und die Schürzenjäger. Und besonders die Schürzenjäger! Dritter Punkt: ich liebe die Wahrheit und die Aufrichtigkeit und die Ehrenhaftigkeit", fuhr ich fast mechanisch fort; denn ich selbst begann schon, vor Schreck starr zu werden, da ich gar nicht begriff, wie ich das alles so hinredete. „Ich liebe den Gedanken, Monsieur Swerkow; ich liebe die wahre Kameradschaft auf gleichem Fuße, nicht... hm... Ich liebe... Indes, warum nicht? Auch ich werde auf Ihre Gesundheit trinken, Monsieur Swerkow. Verführen Sie Tscherkessinnen, erschießen Sie die Feinde des Vaterlands, und... und... Auf Ihre Gesundheit, Monsieur Swerkow!"
Swerkow erhob sich vom Stuhl, machte mir eine Verbeugung und sagte: „Ich danke Ihnen sehr."
Er war furchtbar beleidigt und war sogar blaß geworden.
„Hol's der Teufel!" brüllte Trudoljubow und schlug mit der Faust auf den Tisch.
„Nein, für so etwas haut man einem in die Fresse!" kreischte Ferfitschkin.
„Hinausjagen muß man ihn!" brummte Simonow.
„Kein Wort, meine Herren, keine Gebärde!" rief Swerkow feierlich und hemmte dadurch die allgemeine Entrüstung. „Ich danke Ihnen allen; aber ich werde selbst verstehen, ihm zu zeigen, wie ich seine Worte schätze."
„Herr Ferfitschkin, gleich morgen werden Sie mir Genugtuung geben für das, was Sie soeben gesagt haben!" rief ich, mich würdevoll zu Ferfitschkin wendend.
„Sie meinen ein Duell? Wie es Ihnen beliebt", antwortete er; aber wahrscheinlich klang meine Herausforderung so komisch und paßte so wenig zu meiner Figur, daß alle, darunter zuletzt

auch Ferfitschkin, sich nur so schüttelten vor Lachen.
„Na, wir wollen uns nicht um ihn kümmern! Er ist ja schon vollständig betrunken!" sagte Trudoljubow mit einer Miene des Ekels.
„Ich werde es mir nie verzeihen, daß ich ihn habe teilnehmen lassen!" brummte Simonow wieder.
Jetzt sollte ich ihnen ein paar Flaschen an die Köpfe werfen, dachte ich, ergriff eine Flasche und ... goß mir ein Glas bis an den Rand voll.
Nein, ich will lieber bis zum Schluß sitzen bleiben! dachte ich weiter. Sie würden sich nur darüber freuen, meine Herren, wenn ich wegginge. Um keinen Preis. Ich werde absichtlich bis zum Schluß sitzen bleiben und trinken, zum Zeichen meiner völligen Geringschätzung Ihrer Personen. Ich werde sitzen bleiben und trinken; denn hier ist ein Restaurant, und ich bezahle mein Geld. Ich werde sitzen bleiben und trinken, weil ich Sie für Nullen erachte, für Menschen, die gar nicht existieren. Ich werde sitzen bleiben und trinken ... und auch singen, wenn ich Lust habe, ja, auch singen; denn dazu habe ich das Recht ... zum Singen ... hm!
Aber ich sang nicht. Ich gab mir nur Mühe, keinen von ihnen anzusehen; ich nahm die ungeniertesten Haltungen ein und wartete mit Ungeduld auf den Moment, wo sie als erste anfangen würden, mit mir zu sprechen. Aber leider fingen sie nicht an. Und wie sehr, wie sehr wünschte ich in diesem Augenblick, mich mit ihnen zu versöhnen! Es schlug acht, endlich auch neun. Sie gingen vom Tisch zum Sofa hinüber. Swerkow streckte sich auf dem Polster aus und legte das eine Bein auf ein rundes Tischchen. Dorthin wurde auch der Wein gebracht. Er bestellte ihnen wirklich drei Flaschen. Mich lud er natürlich nicht ein. Alle setzten sich, als er so auf dem Sofa lag, um ihn herum. Sie hörten ihm beinahe mit andächtiger Verehrung zu. Es war zu sehen, daß sie ihn wirklich gern hatten. Warum nur? Warum nur? dachte ich im stillen. Mitunter gerieten sie in trunkenen Enthusiasmus und küßten sich. Sie redeten vom Kaukasus, von der wahren Leidenschaft, vom Galbik, von vorteilhaften Dienststellen, sie sprachen darüber, wieviel Einkünfte der Husarenoffizier Podcharschewski habe, den keiner von ihnen persönlich kannte (sie freuten sich über die Höhe seiner Einkünfte), und über die außerordentliche Schönheit und Anmut der Fürstin D ... a, die ebenfalls keiner von

ihnen jemals gesehen hatte; schließlich waren alle der Ansicht, daß Shakespeare unsterblich sei.
Ich lächelte geringschätzig und ging auf der anderen Seite des Zimmers, dem Sofa direkt gegenüber, an der Wand hin und her: vom Tisch zum Ofen und wieder zurück. Ich wollte ihnen mit Gewalt zeigen, daß ich sie nicht nötig hätte; aber dabei trat ich absichtlich mit den Hacken auf und stampfte tüchtig. Aber es war alles vergeblich. Sie wandten mir keine Aufmerksamkeit zu. Ich hatte die Geduld, in dieser Weise von acht bis elf Uhr vor ihnen auf und ab zu gehen, immer an ein und derselben Stelle: vom Tisch zum Ofen und vom Ofen wieder zum Tisch. Das ist eben mein Wille, und niemand kann es mir verbieten, dachte ich trotzig. Mehrmals blieb der Kellner, wenn er hereinkam, stehen und schaute mir zu; von dem häufigen Umwenden war mir schwindlig; zeitweilig glaubte ich mich im Fieberdelirium. Während dieser drei Stunden schwitzte ich dreimal und wurde dreimal wieder trocken. Manchmal kam mir der bohrende und bis ins Innerste dringende Gedanke, daß zehn Jahre, zwanzig Jahre, vierzig Jahre vergehen würden und ich immer noch, selbst noch nach vierzig Jahren, mit dem Gefühl des Ekels und der Scham an diese unwürdigsten, lächerlichsten und schrecklichsten Stunden meines Lebens zurückdenken würde. In einer gewissenloseren Weise sich freiwillig selbst zu erniedrigen war ein Ding der Unmöglichkeit; ich begriff das völlig, jawohl, und dennoch lief ich in einem fort vom Tisch zum Ofen und wieder zurück. Oh, wenn ihr nur wüßtet, welcher Gefühle und Gedanken ich fähig bin und welch hohen Grad geistiger Entwicklung ich erreicht habe! dachte ich in manchen Augenblicken, mich in Gedanken dem Sofa zuwendend, wo meine Feinde saßen. Aber meine Feinde benahmen sich so, als wäre ich gar nicht im Zimmer. Einmal, nur ein einziges Mal blickten sie zu mir, nämlich als Swerkow von Shakespeare zu reden anfing und ich daraufhin verächtlich auflachte. Ich prustete in einer so gekünstelten, häßlichen Weise los, daß sie abrupt das Gespräch unterbrachen und schweigend, ernsthaft und ohne zu lachen mich etwa zwei Minuten lang beobachteten, wie ich an der Wand hin und her ging, vom Tisch zum Ofen, und ihnen keinerlei Beachtung schenkte. Aber weitere Folgen hatte das nicht: sie redeten mich nicht an und kümmerten sich nach den zwei Minuten nicht mehr um mich. Es schlug elf.

„Meine Herren!“ rief Swerkow, sich vom Sofa erhebend. „Jetzt wollen wir alle dorthin!“
„Natürlich, natürlich!“ antworteten die andern.
Ich drehte mich mit einer kurzen Wendung zu Swerkow um. Ich war dermaßen zermürbt und zermartert, daß ich diesen Zustand um jeden Preis beenden mußte. Ich fieberte, meine schweißgetränkten Haare waren an der Stirn und an den Schläfen festgeklebt.
„Swerkow, ich bitte um Verzeihung“, sagte ich scharf und entschlossen. „Ferfitschkin, und Sie auch, und Sie alle, Sie alle; ich habe Sie alle beleidigt!“
„Aha! Das Duell ist ihm doch unbehaglich!“ zischte Ferfitschkin boshaft.
Ich fühlte einen heftigen Stich im Herzen.
„Nein, ich fürchte mich nicht vor dem Duell, Ferfitschkin! Ich bin bereit, mich gleich morgen mit Ihnen zu duellieren, aber erst nach der Versöhnung. Ich bestehe sogar auf dem Duell, und Sie können es mir nicht abschlagen. Ich will Ihnen beweisen, daß ich mich nicht vor dem Duell fürchte. Sie sollen den ersten Schuß haben; und ich werde in die Luft schießen.“
„Er will sich selbst trösten!“ bemerkte Simonow.
„Er kneift einfach!“ fügte Trudoljubow hinzu.
„So lassen Sie einen doch vorbeigehen; warum stellen Sie sich einem denn in den Weg? Na, was wollen Sie noch?“ fragte Swerkow verächtlich.
Sie hatten sämtlich rote Köpfe, und ihre Augen glänzten: sie hatten viel getrunken.
„Ich bitte Sie um Ihre Freundschaft, Swerkow; ich habe Sie beleidigt, aber ...“
„Beleidigt? Sie mich? Lassen Sie sich sagen, mein Herr, daß Sie mich nie und unter keinen Umständen beleidigen können.“
„Nun haben wir uns aber lange genug mit Ihnen aufgehalten; scheren Sie sich weg!“ fügte Trudoljubow hinzu. „Wir wollen fahren.“
„Aber Olimpija bekomme ich, meine Herren; das ist meine Bedingung!“ rief Swerkow.
„Wir machen sie dir nicht streitig, nein, nein!“ antworteten die andern lachend.
Ich stand blamiert da. Lärmend verließen die Männer das Zimmer; Trudoljubow stimmte irgendein dummes Lied an.

Simonow blieb noch einen Augenblick zurück, um den Kellnern ein Trinkgeld zu geben. Ich trat plötzlich an ihn heran.
„Simonow, geben Sie mir sechs Rubel!" sagte ich entschlossen und verzweifelt.
Er sah mich höchst erstaunt mit stumpfsinnigen Augen an. Auch er war betrunken.
„Wollen Sie denn etwa zusammen mit uns dorthin?"
„Ja."
„Ich habe kein Geld!" antwortete er kurz, lächelte verächtlich und wollte aus dem Zimmer gehen.
Ich ergriff ihn beim Mantel. Ich hatte das Gefühl, als bedrücke mich ein schwerer Traum.
„Simonow, ich habe gesehen, daß Sie Geld haben; warum schlagen Sie es mir ab? Bin ich denn ein Schuft? Hüten Sie sich, es mir abzuschlagen: Wenn Sie wüßten, wenn Sie wüßten, zu welchem Zweck ich Sie darum bitte! Es hängt davon alles ab, meine ganze Zukunft, alle meine Pläne..."
Simonow holte das Geld heraus und warf es mir beinahe hin.
„Nehmen Sie, wenn Sie sich nicht schämen!" sagte er mitleidlos und lief davon, um die andern einzuholen.
Ich blieb einen Augenblick allein. Unordnung, Speisereste, ein zerschlagenes Glas auf dem Fußboden, verschütteter Wein, Zigarettenstummel, Berauschtheit und Fieberhitze im Kopf, quälendes Leid im Herzen und schließlich der Kellner, der alles mit angesehen und gehört hatte und mir nun neugierig ins Gesicht blickte.
„Dorthin!" rief ich. „Entweder werden sie alle vor mir auf die Knie fallen, meine Füße umfassen und mich um meine Freundschaft anflehen, oder... oder ich werde diesem Swerkow eine Ohrfeige geben!"

V

„Da ist er nun, da ist er nun endlich, der Zusammenstoß mit der Wirklichkeit!" murmelte ich, während ich Hals über Kopf die Treppe hinablief. „Das ist nicht mehr der Papst, der Rom verläßt und nach Brasilien übersiedelt; das ist nicht mehr der Ball am Comer See!"
Ein Schuft bist du, ging mir durch den Kopf, wenn du dich jetzt über diese Träumereien lustig machst.

„Meinetwegen!“ rief ich aus, mir selbst antwortend. „Jetzt ist ja doch schon alles verloren!“
Von den dreien war nichts mehr zu sehen und zu hören; aber das schadete nichts; ich wußte, wohin sie gefahren waren.
Vor der Haustür stand nur eine einzige Nachtdroschke; der Kutscher in seinem Kaftan von grobem Bauerntuch war ganz weiß von dem immer noch fallenden nassen und beinahe warmen Schnee. Die Luft war lau und schwül. Das kleine, zottige, scheckige Pferdchen war ebenfalls ganz beschneit und hustete; das habe ich noch deutlich in Erinnerung. Ich sprang in den Schlitten; aber kaum hatte ich den Fuß hineingestellt, um mich hinzusetzen, als ich bei der Erinnerung daran, wie Simonow mir soeben die sechs Rubel gegeben hatte, ganz schwach wurde und mich wie ein Sack auf den Sitz fallen ließ.
„Nein, da muß ich viel tun, um das wieder wettzumachen!“ rief ich aus. „Aber ich werde es wettmachen, oder ich gehe zugrunde, noch in dieser Nacht, auf der Stelle! Fahr zu!“
Wir fuhren los. Ein Wirbelsturm von Gedanken kreiste in meinem Kopf.
Sie werden mich nicht auf den Knien um meine Freundschaft anflehen. Das ist ein Phantasiebild, ein gemeines, ekelhaftes, romantisches Phantasiebild – ganz wie der Ball am Comer See. Und darum muß ich Swerkow eine Ohrfeige geben; ich muß es! Ich bin dazu verpflichtet. Also mein Entschluß steht fest: ich fahre jetzt hin, um ihm eine Ohrfeige zu geben.
„Fahr schneller!“
Der Kutscher riß an den Zügeln.
Sowie ich hineinkomme, werde ich sie ihm geben. Ob ich wohl vor der Ohrfeige ein paar Worte als Vorrede sagen muß? Nein, ich werde einfach hingehen und sie ihm geben. Sie werden alle im Salon sitzen und er mit Olimpija auf dem Sofa. Diese verfluchte Olimpija! Sie hat sich einmal über mein Gesicht lustig gemacht und mich abgewiesen. Ich werde Olimpija an den Haaren fortziehen und Swerkow an den Ohren! Nein, lieber an einem Ohr, und an dem Ohr werde ich ihn durch das ganze Zimmer zerren. Sie werden vielleicht alle auf mich losschlagen und mich hinauswerfen. Das ist eigentlich so gut wie sicher. Meinetwegen! Ich werde doch als erster eine Ohrfeige gegeben haben; die Initiative ist bei mir gewesen; nach den Gesetzen der Ehre ist das alles, worauf es ankommt: er ist

dann schon gebrandmarkt und kann sich nachher die Ohrfeige durch keine Schläge abwaschen, sondern nur durch ein Duell. Er wird sich mit mir duellieren müssen. Mögen sie mich meinetwegen jetzt schlagen! Mögen sie, die Undankbaren! Besonders Trudoljubow wird schlagen; er ist so stark; Ferfitschkin wird mich von der Seite packen und mir ganz bestimmt in die Haare fahren; das ist sicher. Aber meinetwegen, meinetwegen! Dazu bin ich hergekommen. Ihre Hammelköpfe werden doch endlich die Tragik, die in alledem steckt, begreifen müssen! Wenn sie mich zur Tür schleppen, werde ich ihnen zuschreien, daß sie in Wirklichkeit nicht soviel wert sind wie mein kleiner Finger.

„Fahr schneller, Kutscher, fahr schneller!" rief ich ihm zu. Er zuckte ordentlich zusammen und schwang dann die Peitsche. Ich hatte ihn gar zu wild angeschrien.

Bei Tagesanbruch werden wir uns duellieren; das ist nun beschlossene Sache. Mit einer Anstellung in einem Departement ist es dann vorbei. Ferfitschkin sagte vorhin Lepartement statt Departement. Aber wo soll ich Pistolen herbekommen? Unsinn! Ich lasse mir einen Gehaltsvorschuß geben und kaufe welche. Aber Pulver und Kugeln? Das ist Sache des Sekundanten. Und wie soll ich mit allem bis Tagesanbruch fertig werden? Und wo soll ich einen Sekundanten hernehmen? Ich habe keine Bekannten. „Unsinn!" rief ich, in noch größere Aufregung geratend. Unsinn! Der erste beste, der mir auf der Straße begegnet und an den ich mich wende, ist verpflichtet, mein Sekundant zu sein, ebenso wie er verpflichtet wäre, einen Ertrinkenden aus dem Wasser zu ziehen. Auch die exzentrischsten Fälle müssen als berechtigt anerkannt werden. Ja, wenn ich morgen sogar den Direktor selbst bäte, mein Sekundant zu sein, so müßte auch der einwilligen, schon allein aus Ritterlichkeit, und müßte das Geheimnis wahren! Anton Antonowitsch ...

Ich brach ab; denn in diesem Augenblick trat mir klarer und deutlicher, als es irgendeinem anderen möglich gewesen wäre, die gräßliche Absurdität meiner Voraussetzungen und die Kehrseite der Medaille vor Augen; und doch ...

„Fahr schneller, Kutscher, fahr schneller, du Schuft, fahr schneller!"

„Aber, gnädiger Herr!" wandte dieser ein.

Plötzlich überlief mich ein eisiger Schauder.

Wäre es nicht das beste... wäre es nicht das beste... jetzt geradewegs nach Hause zu fahren? O mein Gott! Warum, warum habe ich mich gestern nur zu diesem Diner gedrängt! Aber nein, das ist unmöglich! Und das dreistündige Marschieren vom Tisch zum Ofen? Nein, für dieses Marschieren müssen sie mir büßen, sie und niemand anders! Sie müssen mich von dieser Schmach reinigen!

„Fahr schneller!"

Aber wenn sie mich nun auf die Polizeiwache bringen? Das werden sie nicht wagen! Vor einem Skandal werden sie sich fürchten. Aber wenn Swerkow nun aus Geringschätzung ein Duell ablehnt? Das ist sogar höchst wahrscheinlich; dann werde ich ihnen zeigen... Dann werde ich morgen, wenn er abfährt, auf den Posthof kommen und ihn, sobald er in den Postschlitten einsteigen will, am Bein packen, ihm den Mantel herunterreißen. Mit den Zähnen werde ich ihn am Arm festhalten, ich werde ihn beißen. Seht alle, wozu man einen verzweifelten Menschen bringen kann! Mag er mich meinetwegen auf den Kopf schlagen, mögen mich die andern von hinten anfallen! Ich werde allen Leuten zuschreien: „Seht diesen jungen Hund hier, der hinfährt, um die Tscherkessinnen zu verführen; ich aber habe ihm ins Gesicht gespuckt!"

Selbstverständlich ist dann alles aus! Die Anstellung in einem Departement kann ich dann für immer abschreiben. Man wird mich festnehmen, vor Gericht stellen, aus dem Dienst jagen, ins Gefängnis sperren, nach Sibirien verschicken und mich dort ansiedeln. Aber das schadet nichts! Nach fünfzehn Jahren, nach meiner Freilassung, werde ich mich in Lumpen als Bettler zu ihm schleppen. Ich werde ihn irgendwo in einer Provinzstadt finden. Er wird verheiratet und glücklich sein. Er wird eine fast erwachsene Tochter haben. Ich werde sagen: „Sieh her, du Unmensch! Sieh meine eingefallenen Wangen und meine Lumpen! Ich habe alles verloren: meine Karriere, mein Glück, die Kunst, die Wissenschaft, ein geliebtes Weib, und alles deinetwegen. Da sind Pistolen. Ich bin hergekommen, um meine Pistole abzuschießen, und... und ich verzeihe dir." Dann werde ich in die Luft schießen, davongehen und spurlos verschwinden...

Sogar Tränen kamen mir in die Augen, obgleich ich im selben Augenblick wußte, daß das alles von Silvio und aus Lermontows „Maskenball" stammte. Und auf einmal begann ich mich

furchtbar zu schämen, so daß ich tatsächlich den Kutscher anhalten ließ, aus dem Schlitten stieg und mich mitten auf der Straße im Schnee hinstellte. Der Kutscher sah mich erstaunt an und seufzte.
Was sollte ich tun? Ich konnte weder dorthin, da dabei nur Unsinn herauskommen würde, noch konnte ich die Sache auf sich beruhen lassen; dann würde sich nämlich ein Resultat ergeben, ein Resultat... O Gott, wie könnte ich es denn auf sich beruhen lassen! Nach solchen Beleidigungen!
„Nein", rief ich und sprang wieder in den Schlitten; „das ist so vorherbestimmt; das ist Fatum! Fahr schneller, fahr schneller, dorthin!" Und in meiner Ungeduld schlug ich den Kutscher mit der Faust in den Nacken.
„Aber was hast du denn? Warum prügelst du mich?" rief das kümmerliche Männchen, peitschte aber doch seinen Klepper so, daß er mit den Hinterbeinen ausschlug.
Der nasse Schnee fiel in großen Flocken; ich öffnete meinen Mantel weit, ohne mich um den Schnee zu kümmern. Ich hatte alles übrige vergessen, weil ich mich endgültig zu der Ohrfeige entschlossen hatte und mir mit Entsetzen bewußt war, daß dies jetzt gleich geschehen werde und durch keine Gewalt mehr aufzuhalten war. Die einsamen Laternen schimmerten trübe durch den Schneenebel wie Fackeln bei einem Begräbnis. Der Schnee drang mir unter den Mantel, unter den Gehrock, unter das Halstuch und schmolz dort; aber ich machte den Mantel nicht zu: es war sowieso schon alles verloren! Endlich kamen wir am Ziel an. Ich sprang halb besinnungslos aus dem Schlitten, lief die Stufen hinauf und begann mit Händen und Füßen an die Tür zu pochen. Besonders die Knie waren mir ganz schwach geworden. Es wurde merkwürdig schnell geöffnet, als hätte man dort gewußt, daß ich kommen würde. (In der Tat hatte Simonow gesagt, es werde vielleicht noch einer kommen; an diesem Ort aber mußte man sich anmelden und sich überhaupt vorsichtig benehmen. Es war eines jener damaligen „Modegeschäfte", die jetzt schon längst durch die Polizei beseitigt sind. Bei Tage war es tatsächlich ein Laden; abends aber konnte, wer eine Empfehlung hatte, einen Besuch machen.) Ich ging mit schnellen Schritten durch den dunklen Laden in den mir bekannten Salon, wo nur eine einzige Kerze brannte, und blieb erstaunt stehen: es war niemand da.
„Wo sind sie denn?" fragte ich jemanden.

Aber sie hatten sich selbstverständlich schon in die einzelnen Zimmer verteilt.
Vor mir stand, dumm lächelnd, die Wirtin selbst, die mich einigermaßen kannte. Einen Augenblick darauf öffnete sich eine Tür, und es trat noch eine andere Person herein.
Ohne mich um irgend etwas zu kümmern, ging ich im Salon auf und ab und redete, glaube ich, mit mir selbst. Ich fühlte mich wie vom Tod errettet, und alle Fasern meines Körpers empfanden das als angenehm: Ich hätte ja die Ohrfeige ausgeteilt, hätte sie ganz zweifellos ausgeteilt! Aber jetzt waren sie nicht da, und... alles war verschwunden, alles hatte sich geändert! Ich blickte um mich. Ich konnte noch nicht recht zu mir kommen. Mechanisch sah ich zu dem jungen Mädchen hin, das soeben eingetreten war: undeutlich unterschied ich vor mir ein frisches, jugendliches, etwas blasses Gesicht mit regelmäßig gezeichneten, dunklen Augenbrauen und mit ernstem, anscheinend etwas verwundertem Blick. Das gefiel mir sofort; ich hätte sie nicht gemocht, wenn sie gelächelt hätte. Ich begann, sie aufmerksam zu betrachten, was mich eine gewisse Anstrengung kostete: noch immer konnte ich nicht alle Gedanken sammeln. Es lag etwas Treuherziges und Gutmütiges in diesem Gesicht, aber zugleich auch ein Ernst, der direkt merkwürdig war. Ich bin überzeugt, daß sie dadurch an diesem Ort ihr Spiel oft verlor und keiner von jenen Dummköpfen sie beachtet hatte. Übrigens konnte man sie nicht eine Schönheit nennen, obgleich sie hochgewachsen, kräftig und wohlgebaut war. Gekleidet war sie außerordentlich einfach. Ein garstiger Gedanke packte mich; ich ging geradewegs auf sie zu.
Zufällig sah ich mich im Spiegel. Mein aufgeregtes Gesicht erschien mir äußerst abstoßend: blaß, boshaft, gemein, mit unordentlichem Haar. Meinetwegen; ich freue mich darüber, dachte ich; ich freue mich direkt darüber, daß ich ihr widerwärtig vorkomme; das ist mir lieb...

VI

Irgendwo hinter der Zwischenwand – es klang, als würde jemand gewürgt, als müßte jemand ersticken – setzte mit heiserem Schnarren eine Uhr zum Schlagen an. Auf das unnatürliche lange Schnarren folgte ein dünner, häßlicher, gewis-

sermaßen unerwarteter Ton, als spränge plötzlich einer nach vorn. Es schlug zwei. Ich kam zur Besinnung, obgleich ich nicht wirklich geschlafen, sondern nur in halber Bewußtlosigkeit dagelegen hatte.
In dem schmalen, engen, niedrigen Zimmer, das vollgepfropft war mit einem riesengroßen Kleiderschrank und herumliegenden Kartons, Lappen und allerlei Kleiderkram, war es fast dunkel. Ein Lichtstümpfchen, das auf einem Tisch am Ende des Zimmers brannte, war schon dem Ausgehen nahe und flackerte nur ab und zu noch ein wenig auf. Nach wenigen Minuten mußte völlige Dunkelheit eintreten.
Es dauerte nicht lange, bis ich wieder zu mir kam. Auf einmal erinnerte ich mich ganz mühelos wieder an alles, als hätten die Erinnerungen nur auf mich gewartet, um wieder über mich herzufallen. Aber auch während des bewußtlosen Zustands war ein bestimmter Punkt mir ständig im Gedächtnis geblieben, ohne in Vergessenheit zu versinken, und um diesen Punkt waren meine schlaftrunkenen, träumerischen Gedanken schwerfällig gekreist. Eins jedoch war sonderbar: alles, was ich an diesem Tag erlebt hatte, kam mir jetzt nach dem Aufwachen so vor, als sei es schon lange, lange vergangen, als liege es weit, weit hinter mir.
Der Kopf war mir benommen. Es kam mir vor, als schwebe etwas über mir, was mich reizte, aufregte und beunruhigte. Ärger und Wut brodelten wieder auf und suchten einen Ausgang. Auf einmal erblickte ich neben mir zwei geöffnete Augen, die mich forschend und starr betrachteten. Der Blick war kalt, teilnahmslos, finster und ganz fremd; er wirkte beklemmend.
Ein düsterer Gedanke entstand in meinem Gehirn und verbreitete sich in meinem Körper mit dem widerwärtigen Gefühl, als stiege ich in den feuchten, dumpfen Untergrund hinab. Es war irgendwie unnatürlich, daß es diesen beiden Augen erst jetzt einfiel, mich zu betrachten. Ich erinnerte mich auch, daß ich im Verlauf von zwei Stunden mit diesem Wesen nicht ein einziges Wort gesprochen und es für ganz unnötig gehalten hatte; das hatte mir vorhin sogar gefallen. Jetzt aber trat mir auf einmal das absurde, gleich einer Spinne eklige Bild der Ausschweifung vor Augen, die ohne Liebe, roh und schamlos gleich damit anfängt, womit wahre Liebe ihre Krönung findet. So sahen wir einander lange an; aber sie schlug ihre

Augen nicht vor mir nieder und änderte ihren Blick nicht, so daß es mir schließlich fast unheimlich wurde.
„Wie heißt du?" fragte ich kurz, um diese Situation möglichst schnell zu beenden.
„Lisa", antwortete sie beinahe flüsternd, aber sehr unfreundlich und wandte die Augen ab.
Ich schwieg eine Weile.
„Ist das heute ein Wetter... Schnee... scheußlich!" sagte ich, fast nur so vor mich hin, legte melancholisch die Hand unter den Kopf und sah zur Decke.
Sie antwortete nicht. All das war ekelhaft.
„Bist du eine Hiesige?" fragte ich einen Augenblick darauf und drehte den Kopf ein wenig zu ihr hin.
„Nein."
„Wo bist du denn her?"
„Aus Riga", sagte sie widerwillig.
„Bist du eine Deutsche?"
„Nein, eine Russin."
„Bist du schon lange hier?"
„Wo?"
„In diesem Haus?"
„Zwei Wochen."
Sie sprach immer schroffer. Das Licht war völlig ausgegangen; ich konnte ihr Gesicht nicht mehr unterscheiden.
„Hast du noch Vater und Mutter?"
„Ja... nein... ja."
„Wo wohnen sie?"
„Dort... in Riga."
„Was sind sie?"
„Nichts Besonderes..."
„Was heißt das: ‚Nichts Besonderes'? Was sind sie, was haben sie für einen Beruf?"
„Kleinbürger."
„Hast du immer bei ihnen gewohnt?"
„Ja."
„Wie alt bist du?"
„Zwanzig."
„Warum bist du denn von ihnen weggegangen?"
„Bloß so..."
Dieses „Bloß so" bedeutete: „Laß mich in Ruhe; es wird mir unerträglich!" Wir verstummten beide.

Weiß Gott, warum ich nicht wegging. Mir wurde immer elender und melancholischer zumute. Die Bilder des vorhergehenden Tages begannen wie von selbst, ohne meinen Willen, wirr an meinem geistigen Auge vorüberzuziehen. Ich erinnerte mich plötzlich an eine Szene, die ich am Morgen auf der Straße gesehen hatte, als ich, den Kopf voll Sorgen, in die Kanzlei lief.

„Heute trugen sie einen Sarg heraus und ließen ihn beinahe fallen", sagte ich plötzlich laut, gar nicht in der Absicht, ein Gespräch anzufangen, sondern ich redete es so dahin, fast unwillkürlich.

„Einen Sarg?"

„Ja, auf dem Heumarkt; sie brachten ihn aus einem Keller heraus."

„Aus einem Keller?"

„Nicht eigentlich aus einem Keller, sondern aus einer Kellerwohnung... Na, du weißt schon... von da unten... aus einem schlechten Haus... überall war gräßlicher Schmutz... Eierschalen, Kehricht... es roch häßlich, es war greulich."

Stillschweigen.

„Es ist schauderhaft, heute begraben zu werden!" begann ich von neuem, nur um nicht zu schweigen.

„Weshalb schauderhaft?"

„Der Schnee, die Nässe..." (Ich gähnte.)

„Das ist doch ganz egal", sagte sie plötzlich nach kurzem Schweigen.

„Nein, es ist garstig." (Ich gähnte wieder.) „Die Totengräber haben gewiß geschimpft, weil der Schnee sie durchnäßt hat. Und im Grab hat gewiß Wasser gestanden."

„Warum soll denn im Grab Wasser gestanden haben?" fragte sie mit einer gewissen Neugier, aber noch unfreundlicher und schroffer als vorher. Ich kam auf einmal in eine gereizte Stimmung.

„Natürlich ist Wasser dagewesen, auf dem Boden, bestimmt sechs Werst hoch. Da auf dem Wolkowo-Friedhof ist kein einziges Grab, das ausgehoben wird, trocken."

„Woher kommt das?"

„Wie kannst du so fragen! Es ist eine sumpfige Gegend. Hier ist überall Sumpf. So werden die Särge einfach ins Wasser gelegt. Ich habe es selbst gesehen... viele Male..."

(Ich hatte es kein einziges Mal gesehen und war auch niemals

auf dem Wolkowo-Friedhof gewesen, sondern hatte es nur erzählen hören.)
„Ist es dir denn ganz egal, ob du stirbst?"
„Aber warum soll ich sterben?" antwortete sie, als wollte sie sich verteidigen.
„Irgendeinmal wirst du schon sterben und wirst genau so sterben wie die Tote, von der ich redete. Das war ... ebenfalls ein junges Mädchen ... Sie ist an der Schwindsucht gestorben."
„Das Mädchen hätte im Krankenhaus sterben sollen ..."
(Sie weiß damit schon Bescheid, dachte ich, und hat gesagt: „das Mädchen" und nicht: „das junge Mädchen".)
„Sie war ihrer Wirtin Geld schuldig", erwiderte ich, durch den Streit immer hitziger werdend, und hat ihr fast bis zum Tod gedient, obwohl sie die Schwindsucht hatte. Die Droschkenkutscher dort haben mit den Soldaten darüber gesprochen und erzählten es. Das waren gewiß frühere Bekannte von ihr. Sie lachten und wollten in die Schenke gehen auf ihr Andenken trinken." (Auch hier log ich viel hinzu.)
Schweigen, tiefes Schweigen. Sie rührte sich nicht einmal.
„Im Krankenhaus ist es wohl besser zu sterben, wie?"
„Ist nicht alles dasselbe? ... Aber warum sollte ich sterben?" fügte sie in gereiztem Ton hinzu.
„Jetzt wohl nicht, aber später."
„Na, auch später ..."
„Was redest du! Sieh mal, jetzt bist du jung, hübsch und frisch; darum wird auch ein solcher Preis für dich festgesetzt. Aber nach einem Jahr eines solchen Lebens wirst du schon anders aussehen; du wirst verwelkt sein."
„Nach einem Jahr?"
„Jedenfalls wirst du nach einem Jahr weniger hoch im Preis stehen", fuhr ich schadenfroh fort. „Du wirst tiefer sinken, von hier fortziehen in ein anderes Haus. Und wieder nach einem Jahr in ein drittes Haus, immer tiefer und tiefer; und nach sieben Jahren wirst du auf dem Heumarkt in eine Kellerwohnung kommen. Und da triffst du es noch gut. Aber wenn sich zu allem Unglück bei dir eine Krankheit einstellt, na, eine Brustschwäche ... oder du erkältest dich oder so etwas? Bei deinem Leben haftet eine Krankheit fest und geht nicht so leicht vorüber. Siehst du, dann wirst du sterben."
„Na, dann sterbe ich!" antwortete sie, ganz ärgerlich gewor-

den, und machte eine unruhige Bewegung.
„Aber es ist doch schade."
„Wieso?"
„Um das Leben ist es schade."
Stillschweigen.
„Hast du einen Bräutigam gehabt, ja?"
„Wozu wollen Sie das wissen?"
„Nun, ich will dich nicht ausfragen. Was geht es mich an? Warum bist du ärgerlich geworden? Du hast gewiß deine Unannehmlichkeiten gehabt. Was geht es mich an? Aber ich habe doch Mitleid."
„Mit wem?"
„Mit dir."
„Es ist nichts . . .", flüsterte sie kaum hörbar und bewegte sich wieder unruhig.
Das ärgerte mich. Wie – ich war so freundlich gegen sie; und sie . . .
„Was denkst du denn? Bist du auf gutem Wege?"
„Ich denke gar nichts."
„Das ist eben schlimm, daß du nichts denkst. Komm zur Besinnung, solange noch Zeit ist. Und es ist noch Zeit! Du bist noch jung und schön; du könntest dich verlieben, dich verheiraten, glücklich werden . . ."
„Nicht alle verheirateten Frauen sind glücklich", unterbrach sie mich in der früheren, unfreundlichen, hastigen Weise.
„Das ist richtig, gewiß; und doch ist es weit besser, verheiratet zu sein, als hier zu sein. Unvergleichlich besser. Und wenn man liebt, kann man auch ohne Glück leben. Auch im Leid ist das Leben schön; es ist schön, auf der Welt zu leben, ganz gleich, wie man lebt. Aber hier, was ist hier anderes als . . . Gestank? Pfui!"
Ich drehte mich voll Ekel um; ich trug meine Meinungen nicht mehr kaltblütig vor. Ich begann selbst das zu empfinden, was ich sagte, und wurde hitzig. Ich brannte schon vor Begierde, die hübschen kleinen Ideen, die ich mir in meinem Stübchen zurechtgemacht hatte, darzulegen. Ich geriet in Eifer; ich sah jetzt ein Ziel vor mir.
„Achte nicht darauf, daß ich auch hier bin; ich kann dir nicht als Vorbild dienen. Ich bin vielleicht noch schlechter als du. Übrigens bin ich betrunken hierhergekommen", beeilte ich mich doch zu meiner Entschuldigung hinzuzufügen. „Zudem

ist ein Mann für eine Frau überhaupt kein Vorbild. Das ist doch eine andere Sache; wenn ich mich auch beflecke und beschmutze, so bin ich doch niemandes Sklave; nachdem ich hiergewesen bin, gehe ich wieder weg und bin nicht mehr da. Ich schüttle es von mir ab und bin wieder ein andrer Mensch. Aber denk mal daran, daß du gleich von Anfang an eine Sklavin bist. Ja, eine Sklavin! Du gibst alles hin, deine ganze Willensfreiheit. Und wenn du später diese Ketten zerreißen willst, so geht das nicht mehr: sie werden dich immer fester und fester gefesselt halten. So sind diese verfluchten Ketten nun einmal! Ich kenne sie. Von anderem will ich gar nicht erst reden; du würdest es vielleicht auch nicht verstehen; aber sage mir mal: du bist deiner Wirtin gewiß schon Geld schuldig? Na, siehst du wohl!" fügte ich hinzu, obgleich sie mir nicht geantwortet hatte, sondern nur schweigend mit gespannter Aufmerksamkeit zuhörte. „Da hast du deine Ketten! Du wirst dich niemals loskaufen können. Das richten die Wirtinnen schon so ein. Das ist gerade, als hättest du dem Teufel deine Seele verkauft...

Und außerdem bin ich vielleicht ebenso unglücklich wie du (woher willst du es wissen?) und steige absichtlich in den Schmutz hinab, ebenfalls aus Kummer. Manche Leute trinken ja auch aus Gram; na, und ich, siehst du, bin aus Gram hier. Na, sag mal, was ist denn daran Gutes: ich und du, wir sind hier vorhin zusammen gewesen und haben die ganze Zeit über kein Wort geredet, und du hast erst viel später angefangen, mich scheu zu betrachten; und ich dich auch. Liebt man denn so? Soll etwa ein Mensch mit dem andern in dieser Weise verkehren? Das ist ja etwas ganz Widerliches, jawohl!"

„Ja", stimmte sie mir scharf und eilig bei. Die Eile, mit der sie dieses Ja sprach, setzte mich sogar in Erstaunen. Also auch ihr, dachte ich, ist vielleicht der gleiche Gedanke schon durch den Kopf gegangen, als sie mich vorhin betrachtete? Also ist auch sie bereits gewisser Gedanken fähig? Hol's der Teufel, das ist merkwürdig; das ist Seelenverwandtschaft, dachte ich und rieb mir beinahe die Hände. Und wie sollte man sich auch mit so einer jungen Seele nicht verständigen können!

Es war für mich sehr reizvoll, so mit ihr mein Spiel zu treiben.

Sie schob ihren Kopf näher zu mir heran und stützte sich, wie es mir im Dunkeln schien, auf den Arm. Vielleicht betrachtete

sie mich. Wie leid tat mir, daß ich ihre Augen nicht unterscheiden konnte. Ich hörte ihr tiefes Atmen.
„Warum bist du hierhergekommen?“ begann ich, nunmehr recht autoritär.
„Es hat sich so ergeben.“
„Aber es ist doch so schön, zu Hause zu leben. Da hat man es warm und behaglich; man hat sein eigenes Nest.“
„Aber wenn es da schlechter war als hier?“
Ich muß den richtigen Ton treffen, ging mir durch den Kopf; vielleicht läßt sich durch Empfindsamkeit etwas erreichen.
Übrigens war das bei mir nur so ein flüchtiger Gedanke. Ich versichere, daß sie mich wirklich interessierte. Überdies befand ich mich in einem Schwächezustand und in sentimentaler Stimmung. Und Spitzbüberei verträgt sich ja auch sehr leicht mit Sentimentalität.
„Dagegen läßt sich nichts sagen“, beeilte ich mich zu antworten; „es kommt alles mögliche vor. Siehst du, ich bin davon überzeugt, daß dich jemand gekränkt hat und daß eher die Menschen sich gegen dich vergangen haben als du dich gegen sie. Ich kenne deine Lebensgeschichte nicht; aber ein solches Mädchen wie du geht nicht aus eigener Neigung an einen Ort wie diesen hier...“
„Was bin ich denn für ein Mädchen?“ flüsterte sie kaum hörbar; aber ich hörte es doch.
Hol's der Teufel, dachte ich, ich sage ja Schmeichelein. Das ist häßlich. Aber vielleicht ist es auch gut so... Sie schwieg.
„Siehst du, Lisa, ich will einmal von mir reden! Wenn ich von Kindheit an eine Familie gehabt hätte, so wäre ich nicht so ein Mensch, wie ich jetzt bin. Ich denke darüber oft nach. Mag es in der Familie auch noch so schlecht sein, es sind doch immer Vater und Mutter und keine Feinde, keine Fremden. Und wenn sie dir auch nur einmal im Jahr ihre Liebe zeigen. Man weiß doch, daß man bei sich zu Hause ist. Siehst du, ich bin ohne Familie aufgewachsen; daher kommt es auch gewiß, daß ich ein solcher Mensch geworden bin, ein so gefühlloser Mensch.“
Ich wartete wieder.
Vielleicht versteht sie mich überhaupt nicht, dachte ich. Und es ist ja auch lächerlich: ich als Moralprediger!
„Wenn ich Vater wäre und eine Tochter hätte, dann würde ich, glaube ich, die Tochter mehr lieben als die Söhne, wirk-

lich", begann ich von einer andern Seite her, als wollte ich, um sie zu zerstreuen, den Gegenstand wechseln. Ich muß gestehen, daß ich errötete.
„Warum denn?" fragte sie. Also hörte sie doch zu.
„So unwillkürlich; ich weiß nicht, warum, Lisa. Siehst du, ich habe einen Vater gekannt, der war ein strenger, finsterer Mann; aber vor seiner Tochter lag er oft auf den Knien, küßte ihr die Hände und die Füße und konnte sich an ihr gar nicht satt sehen, wirklich. Wenn sie auf einer Abendgesellschaft tanzte, so stand er fünf Stunden lang auf ein und demselben Fleck und wandte kein Auge von ihr. Er war in sie ganz vernarrt: ich habe dafür Verständnis! Wenn sie nachts schlief, so stand er auf und ging zu der Schlafenden, um sie zu küssen und zu bekreuzen. Er selbst ging in einem speckigen, zu kurzen Gehrock umher und war allen andern gegenüber geizig; aber ihr kaufte er für sein letztes Geld etwas, machte ihr wertvolle Geschenke und freute sich von Herzen, wenn ein Geschenk ihr gefiel. Der Vater liebt die Töchter immer mehr, als es die Mutter tut. Manches junge Mädchen hat bei sich zu Hause ein vergnügliches Leben! Ich würde, glaube ich, meine Tochter keinem zur Frau geben."
„Warum denn nicht?" fragte sie mit ganz leisem Lächeln.
„Ich würde eifersüchtig sein, wahrhaftig. Na, sie sollte einen andern küssen? Sie sollte einen Fremden mehr lieben als ihren Vater? Schon die bloße Vorstellung ist peinlich. Gewiß, das ist Unsinn; gewiß, ein Vater nimmt schließlich Vernunft an. Aber was mich betrifft, ich würde, glaube ich, bevor ich meine Tochter einem zur Frau gäbe, mich mit Sorgen totquälen: an allen Bewerbern hätte ich etwas auszusetzen. Schließlich aber würde ich meine Tochter doch dem geben, den sie selbst liebt. Der Mann, den die Tochter liebt, erscheint freilich dem Vater immer als der schlechteste von allen. Das ist nun einmal so. Davon rührt in den Familien viel Unheil her."
„Es gibt auch andere, die, statt ihre Tochter in Ehren wegzugeben, sich freuen, wenn sie sie verkaufen können", sagte sie plötzlich.
Aha, dachte ich, so steht die Sache!
„So, Lisa, geht es in den verfluchten Familien zu, wo man weder Gottesfurcht noch Liebe kennt", fiel ich eifrig ein; „und wo keine Liebe ist, da ist auch keine Vernunft. Solche Familien gibt es allerdings, aber von denen rede ich nicht. Du hast

offenbar in deiner Familie nichts Gutes erlebt, weil du so sprichst. Wirklich, du mußt unglücklich sein. Hm ... All das geschieht meist aus Armut."

„Ist es denn bei den vornehmen Leuten besser? Auch in der Armut können ehrenhafte Leute gut und anständig leben."

„Hm ... ja. Vielleicht. Bedenke auch das, Lisa: Der Mensch zählt meist nur sein Leid, aber sein Glück zählt er nicht. Würde er beides richtig abwägen, so müßte er einsehen, daß er von beidem zur Genüge bekommt. Nun, aber wenn in einer Familie alles wohl gelingt und Gott sie segnet und dein Mann sich als ein guter Mensch erweist und dich liebt und auf Händen trägt und nicht von deiner Seite weicht? Schön ist es in so einer Familie! Manchmal ist es sogar schön, wenn man das Leid gemeinsam trägt; und wo gäbe es kein Leid? Vielleicht wirst du dich verheiraten; dann wirst du das selbst erfahren. Oder nimm nur die erste Zeit der Ehe mit dem, den du liebst: Wieviel Glück, wieviel Glück birgt sie manchmal in sich! Vollkommenes, beständiges Glück! In der ersten Zeit nehmen sogar die Streitigkeiten mit dem Mann ein gutes Ende. Manche Frau sucht um so häufiger Streit mit ihrem Mann, je mehr sie ihn liebt. Wirklich, ich habe so eine Frau gekannt: ‚Ich liebe dich sehr', sagte sie, ‚und quäle dich nur aus Liebe; das mußt du doch fühlen.' Weißt du, daß man aus Liebe einen Menschen absichtlich quälen kann? Am meisten tun das die Frauen. So eine denkt im stillen: Dafür werde ich ihn nachher so lieben und so nett zu ihm sein, daß es keine Sünde sein kann, ihn jetzt auch ein bißchen zu quälen. Und im Haus freuen sich alle über euch, und alles geht schön und heiter und friedlich und ehrenhaft zu ... Da gibt es auch andere, die eifersüchtig sind. Wenn der Mann irgendwohin geht, dann kann die Frau (ich habe eine gekannt) es nicht aushalten, sondern springt mitten in der Nacht auf und läuft heimlich weg, um nachzusehen: ob er auch nicht da und da ist, in dem und dem Haus, mit der und der zusammen. Das ist nun allerdings nicht schön. Und sie weiß selbst, daß es nicht schön ist, und ihr Herz quält und martert sich; aber sie liebt ja und tut das alles aus Liebe. Und wie schön ist es, sich nach einem Streit zu versöhnen, wenn die Frau selbst den Mann um Verzeihung bittet oder ihm verzeiht! Und beiden wird auf einmal so froh, so froh zumute, als ob sie sich wieder zum erstenmal begegneten, von neuem heirateten und ihre Liebe von neuem anfinge. Und niemand,

niemand darf wissen, was zwischen Mann und Frau vorgeht, wenn sie einander lieben. Und welcher Streit auch immer zwischen ihnen vorkommen mag, so dürfen sie doch nicht einmal die eigene Mutter als Richterin anrufen, und keiner darf von dem andern etwas erzählen. Sie selbst sind ihre Richter. Die Liebe ist ein göttliches Geheimnis und muß vor allen fremden Augen verborgen bleiben, ganz gleich, was vorgeht. Sie wird dadurch noch heiliger und besser. Sie lernen einander immer mehr achten, und auf der Achtung beruht vieles. Und wenn einmal Liebe da war und sie sich aus Liebe geheiratet haben, warum sollte dann die Liebe vergehen? Ist es denn unmöglich, sie zu erhalten? Daß es unmöglich wäre, sie zu erhalten, ist doch ein seltener Fall. Na, wenn es sich nun so trifft, daß der Ehemann gut und ehrenhaft ist, wie sollte dann die Liebe schwinden? Die erste, leidenschaftliche Liebe wird ja allerdings vergehen; aber dann wird eine andere, noch schönere Liebe kommen. Dann werden sich die Gatten seelisch besser verstehen; alle Dinge werden sie gemeinsam erledigen; keiner wird vor dem andern ein Geheimnis haben. Und wenn Kinder kommen, dann erscheint jede, auch die schwerste Zeit als eine glückliche; man braucht nur zu lieben und Mut zu haben. Dann macht die Arbeit Spaß, und man versagt sich manchmal ein Stück Brot um der Kinder willen, und auch das ist eine Freude. Sie werden dich ja später dafür lieben; so sammelst du dir selbst einen Schatz. Die Kinder wachsen heran; du fühlst, daß du ihnen ein Vorbild, eine Stütze bist, daß sie auch nach deinem Tod ihr Leben lang deine Gefühle und Gedanken, so wie sie sie von dir empfangen haben, in sich tragen werden, daß sie dir ähnlich, deine Ebenbilder sein werden. Also darin liegt eine große Pflicht. Wie sollten sich da Vater und Mutter nicht enger aneinanderschließen? Ja, man sagt, Kinder seien eine Last. Wer sagt das? Es ist vielmehr ein himmlisches Glück! Hast du kleine Kinder gern, Lisa? Ich habe sie furchtbar gern. Weißt du, wenn so ein rosiges Bübchen an deiner Brust trinkt, welcher Mann könnte sein Herz von der Frau abwenden, wenn er sieht, wie sie mit seinem Kind dasitzt! Das rosige, dicke Kindchen streckt sich behaglich; seine Beinchen und Ärmchen sind so voll und weich, die Nägelchen so rein und klein, so klein, daß sie lächerlich anzusehen sind; und die Äuglein sehen aus, als ob sie schon alles verstehen. Und während es trinkt, zupft es dir mit dem

Händchen an der Brust herum und spielt. Wenn der Vater herankommt, reißt es sich von der Brust los, biegt sich ganz zurück, sieht den Vater an und lacht, als ob da etwas Gott weiß wie lächerlich wäre, und macht sich dann wieder ans Trinken. Und manchmal beißt es ohne weiteres die Mutter in die Brust, wenn bei ihm schon die Zähnchen durchgekommen sind, und schielt sie dabei mit den Äuglein an: ‚Siehst du wohl, ich habe dich gebissen!' Ist das nicht das schönste Glück, wenn sie zu dritt beisammen sind, Mann, Frau und Kind? Für solche Augenblicke kann man viel verzeihen. Nein, Lisa, man muß zuerst selbst leben lernen, ehe man andere beschuldigt!"
Solche Bilder, ja, solche Bilder, die sind das richtige Mittel, um auf dich zu wirken! dachte ich im stillen, obgleich ich wirklich mit echter Empfindung gesprochen hatte. Aber auf einmal wurde ich rot: Wenn sie nun plötzlich auflacht, was soll ich dann anfangen? Dieser Gedanke machte mich wütend. Eben, beim Sprechen, war ich tatsächlich warm geworden, und jetzt fühlte sich meine Eitelkeit verletzt. Das Stillschweigen dauerte ziemlich lange. Ich wollte sie schon anstoßen.
„Was Sie da nur . . .", begann sie auf einmal, stockte dann aber.
Nun begriff ich alles: in ihrer Stimme zitterte etwas anderes, nicht mehr die frühere Schroffheit, Herbheit und Widerspenstigkeit, sondern der Ton war weich und verschämt, so verschämt, daß selbst ich mich auf einmal vor ihr schämte und mich ihr gegenüber schuldig fühlte.
„Was willst du sagen?" fragte ich mit zärtlicher Neugier.
„Ach, Sie . . ."
„Nun, was denn?"
„Was Sie da nur reden . . . wie aus einem Buch", sagte sie, und ihre Stimme schien wieder einen spöttischen Klang zu haben.
Als ich das merkte, fühlte ich innerlich einen Stich. Das hatte ich nicht erwartet.
Ich verstand eben nicht, daß sie absichtlich den Spott als Maske gebrauchte, daß dies der gewöhnliche letzte Kunstgriff schamhaft und keusch empfindender Menschen ist, denen jemand roh und rücksichtslos bis in die Seele vordringt und die sich aus Stolz bis zum letzten Augenblick nicht ergeben und sich scheuen, vor einem Fremden ihre Empfindungen zu äußern. Schon aus der Zaghaftigkeit, mit der sie erst nach mehreren Anläufen zur Waffe des Spottes griff und sich dazu

entschloß, ihre Bemerkung auszusprechen, schon daraus hätte ich erraten sollen, wie es stand. Aber ich erriet es nicht, und ein böses Gefühl bemächtigte sich meiner.
Warte nur! dachte ich.

VII

„Ach, nicht doch, Lisa; wie kannst du nur von einem Buch reden, während es mich selbst als Außenstehenden hier doch anekelt. Übrigens bin ich eigentlich kein Außenstehender. All diese Vorstellungen sind jetzt wirklich in mir erwacht . . . Ekelt es dich hier nicht auch an? Nein, da sieht man, daß die Gewohnheit viel vermag! Weiß der Teufel, was die Gewohnheit aus einem Menschen machen kann. Und glaubst du wirklich im Ernst, daß du niemals altern, sondern dein Leben lang hübsch bleiben und man dich hier in alle Ewigkeit behalten wird? Ich rede gar nicht einmal davon, daß es hier greulich ist . . . Indessen, eines möchte ich dir doch darüber sagen, ich meine über dein jetziges Leben: jetzt bist du jung, nett, hübsch, voll Gemüt und Gefühl; na, aber weißt du, daß ich, als ich vorhin wieder zu mir kam, mich gleich ekelte, weil ich hier mit dir zusammen war? Man kann doch nur betrunken hierhergeraten. Wärest du aber an einem andern Ort und lebtest du so, wie ordentliche Leute leben, dann würde ich, ich sage nicht: dir den Hof machen, sondern mich vielleicht einfach in dich verlieben und mich über jedes Wort, ja über jeden Blick von dir freuen; am Haustor würde ich auf dich warten und vor dir auf die Knie fallen; um deine Hand würde ich anhalten und es für eine Ehre halten, wenn ich dich bekäme. Ich würde nicht wagen, etwas Schlechtes von dir zu denken. Hier aber weiß ich ja, daß ich nur zu pfeifen brauche, dann kommst du zu mir, ob du willst oder nicht, und ich frage dann nicht nach deinem Willen, sondern du hast mir zu folgen. Wenn der geringste Mann aus dem niederen Volk sich als Arbeiter verdingt, so begibt er sich doch nicht völlig in die Sklaverei und weiß auch, daß er zu einem bestimmten Zeitpunkt wieder frei wird. Aber wann ist dein Zeitpunkt? Und was verkaufst du in die Sklaverei? Deine Seele, deine Seele, über die du gar nicht einmal verfügen kannst, samt dem Körper! Deine Liebe gibst du jedem Trunkenbold zur Beschimpfung hin! Deine Liebe! Und

das ist doch das gesamte Eigentum eines Mädchens, sein Edelstein, sein Schatz, die Liebe. Um diese Liebe zu erringen, ist mancher bereit, sein Leben hinzugeben, in den Tod zu gehen. Aber wie hoch wird deine Liebe hier geschätzt? Du bist ja käuflich, mit Haut und Haar; wozu soll da einer erst nach deiner Liebe trachten, wenn er auch ohne Liebe alles erreichen kann? Eine größere Beleidigung kann es für ein Mädchen gar nicht geben, verstehst du das? Da habe ich nun gehört, man suche euch Närrinnen dadurch zu trösten, daß man euch erlaubt, euch hier Liebhaber zu halten. Aber das ist doch nur eine Spielerei, nur ein Betrug, nur Spott über euch; und ihr glaubt denen! Was ist er denn eigentlich, liebt er dich etwa, dein Liebhaber? Ich kann's mir nicht vorstellen. Wie wird er dich lieben, wenn er weiß, daß man dich jeden Augenblick von ihm wegrufen kann? Wenn er sich darein fügt, muß er ein grundschlechter Mensch sein! Hat er auch nur eine Spur von Achtung vor dir? Was hast du mit ihm gemein? Er macht sich über dich lustig und bestiehlt dich; das ist seine ganze Liebe! Du kannst noch froh sein, wenn er dich nicht schlägt. Aber vielleicht schlägt er dich auch. Frag doch mal deinen Liebhaber, falls du einen hast, ob er dich heiraten will. Er wird dir ins Gesicht lachen, wenn er dich nicht anspuckt oder prügelt; und dabei ist er selbst vielleicht keinen Heller wert. Und was meinst du, für welchen Lohn hast du hier dein Leben zugrunde gerichtet? Dafür, daß man dir Kaffee zu trinken und satt zu essen gibt? Aber zu welchem Zweck gibt man dir satt zu essen? Ein anderes, ehrenhaftes Mädchen würde keinen solchen Bissen hinunterbringen, weil es weiß, wozu es gefüttert wird. Du bist hier deiner Wirtin Geld schuldig, und so wird das immer sein, bis zum Ende, bis zu der Zeit, wo die Besucher dich verschmähen werden. Und diese Zeit wird schnell kommen; vertraue nicht auf deine Jugend! Hier geht es ja damit im Galopp. Dann wird deine Wirtin dich hinauswerfen. Und sie wird dich nicht einfach hinauswerfen, sondern vorher lange mit dir herumzanken, dir Vorwürfe machen, dich ausschimpfen, als hättest du ihr nicht deine Gesundheit geopfert und deine Jugend und deine Seele für sie zugrunde gerichtet, sondern sie um ihre Habe gebracht, sie zur Bettlerin gemacht, sie bestohlen. Und hoffe nicht, daß dir jemand beistehen wird: die andern Mädchen, deine Kameradinnen, auch die werden über dich herfallen, um sich der Wirtin gefällig zu zeigen; denn hier

sind alle Sklaven und haben längst ihr Gewissen und Mitleid verloren. Sie sind zur tiefsten Stufe der Nichtswürdigkeit herabgesunken, und es gibt auf der Welt keine garstigeren, gemeineren, kränkenderen Schimpfreden als die, die du dann von ihnen zu hören bekommst. Und alles wirst du hier opfern, alles ohne Ausnahme: deine Gesundheit und deine Jugend und deine Schönheit und deine Hoffnungen, und wirst im Alter von zweiundzwanzig Jahren wie eine Fünfunddreißigjährige aussehen und noch froh sein können und Gott danken müssen, wenn du nicht krank bist. Du meinst jetzt wohl, hier hättest du keine Arbeit und könntest ein bequemes Leben führen. Aber eine schwerere Zuchthausarbeit gibt es auf der ganzen Welt nicht! Das Herz müßte einem eigentlich in Tränen zerfließen! Und kein Wort darfst du wagen, keine Silbe, wenn du von hier weggejagt wirst; du wirst weggehen wie eine Schuldbeladene. Du wirst in ein anderes Haus gehen, dann in ein drittes, dann noch irgendwohin und wirst zuletzt auf dem Heumarkt anlangen. Und dort wirst du fortwährend geprügelt; das ist dort die liebenswürdige Form des Verkehrs; dort versteht der Besucher es gar nicht, zärtlich zu sein, wenn er das Mädchen nicht vorher geprügelt hat. Du glaubst vielleicht nicht, daß es da so häßlich zugeht? Geh einmal hin und paß auf; vielleicht wirst du dich mit eigenen Augen überzeugen. Ich habe dort einmal am Neujahrstag ein Mädchen an der Tür gesehen. Man hatte sie zum Spott hinausgeworfen, sie sollte ein bißchen durchfrieren, weil sie zu sehr geheult hatte; und die Tür machten sie hinter ihr zu. Um neun Uhr morgens war sie vollständig betrunken, zerzaust, halbnackt, ganz durchgeprügelt. Ihr Gesicht war weiß geschminkt; aber die Augen lagen in schwarzen Beulen, und aus Mund und Nase lief ihr das Blut; irgendein Droschkenkutscher hatte gerade sein Mütchen an ihr gekühlt. Sie setzte sich auf die Steinstufen; in der Hand hatte sie einen Salzfisch; sie heulte, jammerte über ihr trauriges Schicksal und schlug mit dem Fisch auf die Stufen. Um sie herum drängten sich Droschkenkutscher und betrunkene Soldaten und hänselten sie. Du glaubst nicht, daß du einmal so werden wirst? Ich würde es auch nicht glauben wollen; aber woher weißt du es: vielleicht war zehn, acht Jahre zuvor dasselbe Mädchen mit dem Salzfisch von irgendwo hergekommen, frisch und unschuldig und rein wie ein Engel Gottes; sie wußte von nichts Schlechtem und errötete über jedes arge Wort. Vielleicht war

sie von gleicher Art wie du, stolz, empfindlich, den anderen unähnlich; sie sah wie eine Königin aus und wußte selbst, welches Glück den erwartete, der sie liebgewinnen und dessen Liebe sie erwidern würde. Und siehst du, womit es geendet hat? Wenn ihr nun gerade in dem Augenblick, als sie, betrunken und zerzaust, den Fisch auf die schmutzigen Stufen schlug, wenn ihr in diesem Augenblick all ihre früheren reinen Jahre im Vaterhaus ins Gedächtnis kamen, als sie noch zur Schule ging und der Nachbarsohn sie auf dem Weg erwartete und ihr versicherte, daß er sie sein Leben lang lieben und sein Schicksal in ihre Hand geben werde, und als sie sich vornahmen, einander ewig zu lieben und sich zu heiraten, wenn sie groß wären! Nein, Lisa, es wird noch ein Glück, ein wahres Glück für dich sein, wenn du dort irgendwo in einem Winkel im Kellergeschoß möglichst bald an der Schwindsucht stirbst, wie das Mädchen gestern. Du sagst, ein Mädchen müsse ins Krankenhaus gehen. Gut, wenn man sie dahin bringt; aber wenn die Wirtin sie nun noch brauchen kann? Die Schwindsucht ist eine solche Krankheit; das ist kein hitziges Fieber. Dabei hofft der Mensch noch bis zum letzten Augenblick und sagt, er sei gesund; er tröstet sich selbst. Aber für die Wirtin ist das gerade vorteilhaft. Du kannst sicher sein, es ist so; du hast ja deine Seele verkauft, und außerdem bist du der Wirtin Geld schuldig; also darfst du nicht einmal mucksen. Wenn du aber im Sterben liegst, kümmert sich kein Mensch mehr um dich; alle wenden sich von dir ab; denn was kannst du ihnen noch nutzen? Sie machen dir bloß Vorwürfe, daß du nutzlos einen Platz einnimmst und nicht schnell genug stirbst. Wenn du trinken willst, kannst du lange bitten, und sie reichen dir nur mit Schimpfworten etwas: ‚Wann wirst du endlich krepieren, du Aas; du störst uns im Schlaf; mit deinem Stöhnen vertreibst du uns die Besucher.' Das ist so; ich habe solche Reden selbst gehört. Wenn du im Sterben liegst, stecken sie dich in den schmutzigsten Winkel der Kellerwohnung, wo es dunkel und feucht ist; was wirst du dann denken, wenn du da allein liegst? Sobald du gestorben bist, läßt man die Leiche eilig unter ungeduldigem Gebrumm von fremden Händen zurechtmachen; niemand segnet dich, niemand weint um dich; sie möchten dich so schnell wie möglich loswerden. Als Sarg kaufen sie einen ausgehöhlten Baumstamm und tragen dich hinaus, wie sie gestern das arme Mädchen hinausgetragen haben, und gehen zum Gedächt-

nistrinken in die Schenke. Im Grab ist matschiger Schnee und ekelhafter Schmutz; die Leute werden sich doch deinetwegen keine Umstände machen! ‚Laß sie runter, Iwan; na, nu sieh mal an, so 'ne Geschichte: auch hier geht sie mit den Beinen nach oben, so 'n Frauenzimmer! Faß doch die Stricke kürzer, Schlingel!' – ‚Es geht auch so.' – ‚Was heißt: geht auch so? Sie liegt ja auf der Seite. Sie ist doch auch ein Mensch gewesen; oder meinst du nicht? Na, dann ist's gut; schütt zu!' Nicht einmal deinetwegen zu schimpfen haben sie Lust. Sie schütten das Grab so schnell wie möglich mit nasser, bläulicher Tonerde zu und gehen dann in die Schenke... Damit erlischt dein Andenken auf dieser Welt; zu anderen kommen die Kinder, die Väter, die Ehemänner ans Grab; aber an deinem Grab gibt es keine Träne, keinen Seufzer, keine Erinnerungen. Niemand, nicht einer kommt jemals zu dir; dein Name verschwindet vom Antlitz der Erde, als hätte es dich überhaupt nicht gegeben, als wärest du nie geboren! In Schmutz und Sumpf liegst du da, magst du auch nachts, wenn die Toten aufstehen, an den Sargdeckel pochen und rufen: ‚Laßt mich noch einmal auf die Welt, ihr guten Leute, damit ich noch ein bißchen lebe! Ich habe gelebt und habe doch das Leben nicht kennengelernt; mein Leben war nur Elend und Klage; in einer Schenke am Heumarkt haben sie auf mein Andenken getrunken; laßt mich noch einmal ein bißchen auf der Erde leben, ihr guten Leute!'"

Ich war dermaßen in Pathos geraten, daß ich beinahe einen Krampf im Kehlkopf bekam, und... auf einmal hielt ich inne, richtete mich erschrocken auf, neigte ängstlich den Kopf und begann pochenden Herzens zu lauschen. Und zur Aufregung hatte ich allen Grund.

Schon lange hatte ich geahnt, daß ich ihr die Seele umkehrte und das Herz zerriß, und je sicherer diese Vermutung wurde, um so mehr wünschte ich, mein Ziel möglichst schnell und möglichst vollständig zu erreichen. Das Spiel, das ich trieb, riß mich hin; übrigens war es kein bloßes Spiel.

Ich wußte, daß ich steif, gekünstelt, mit einem Wort, buchmäßig redete, und ich verstand auch gar nicht anders zu reden als „aus einem Buch". Aber das machte mich nicht verlegen; ich wußte ja, ich fühlte, daß ich verstanden wurde und daß gerade diese buchmäßige Ausdrucksweise die Sache noch fördern konnte. Aber jetzt, da ich eine Wirkung erzielt hatte,

wurde ich auf einmal ängstlich. Nein, noch nie, noch nie in meinem Leben war ich Zeuge solcher Verzweiflung gewesen! Sie lag mit dem Gesicht nach unten, drückte es fest in das Kissen, das sie mit beiden Armen umfaßt hielt. Die Brust wollte ihr zerspringen. Ihr ganzer Leib zuckte wie in Krämpfen. Schluchzen preßte ihre Brust zusammen, es zerriß sie förmlich und bahnte sich plötzlich in Jammern und Geschrei einen Ausgang. Da drückte sie sich noch fester gegen das Kissen: sie wollte, daß niemand hier, keine lebende Seele von ihrer Qual und von ihren Tränen etwas merkte. Sie biß in das Kissen, biß sich den Arm blutig (das sah ich nachher), krallte die Finger in ihre aufgelösten Haarflechten, hielt den Atem an, preßte die Zähne aufeinander und wurde ganz starr vor übermäßiger Anstrengung. Ich wollte etwas zu ihr sagen; ich bat sie, sich zu beruhigen; aber ich fühlte, daß ich das nicht durfte; selbst am Leib von einem Fieberschauder geschüttelt und von Entsetzen gepackt, sprang ich plötzlich auf und begann tastend, so gut es ging, mich zum Weggehen fertigzumachen. Es war dunkel; sosehr ich mich auch bemühte, ich konnte damit doch nicht so schnell zurechtkommen. Auf einmal fand ich beim Herumfühlen eine Streichholzschachtel und einen Leuchter mit einem ganzen, noch nicht benutzten Licht. Sowie das Zimmer hell wurde, sprang Lisa ruckartig vom Bett auf, setzte sich hin und sah mich mit entstelltem Gesicht und mit halbwahnsinnigem Lächeln an. Ich setzte mich neben sie und ergriff ihre Hände; sie kam wieder zu sich, machte eine Bewegung zu mir hin, als wollte sie mich umarmen, wagte es aber nicht und ließ sacht den Kopf vor mir sinken.

„Lisa, liebes Kind, ich habe Unrecht getan... verzeih mir", begann ich; aber der kräftige Druck, mit dem sie meine Hände zwischen ihren Fingern zusammenpreßte, ließ mich erraten, daß meine Worte unangebracht waren, und ich schwieg.

„Da hast du meine Adresse, Lisa; komm zu mir!"

„Ja, ich werde kommen...", flüsterte sie; aber den Kopf hob sie immer noch nicht.

„Und jetzt werde ich weggehen; leb wohl... auf Wiedersehn!"

Ich stand auf, und sie erhob sich ebenfalls; sie errötete über das ganze Gesicht, zuckte zusammen, ergriff ihr Tuch, das auf einem Stuhl lag, und schlug es um Schultern und Brust bis ans Kinn hinauf. Nachdem sie das getan hatte, lächelte sie wieder

in schmerzlicher Weise, errötete und sah mich seltsam an. Mir war weh ums Herz; ich hatte es eilig, wegzugehen und zu verschwinden.
„Warten Sie einen Augenblick!" sagte sie plötzlich, als wir schon auf dem Flur dicht bei der Tür waren, hielt mich mit der Hand am Mantel zurück, stellte hastig das Licht hin und lief fort; offenbar war ihr etwas eingefallen, und sie wollte etwas holen, um es mir zu zeigen. Als sie weglief, war sie wieder ganz rot geworden, ihre Augen glänzten, auf ihren Lippen zeigte sich ein Lächeln: was mochte sie nur haben? Ich wartete in unwillkürlicher Spannung. Eine Minute darauf kehrte sie zurück mit einem Blick, der um Verzeihung zu bitten schien. Überhaupt war das nicht mehr jenes Gesicht und jener Blick wie am Anfang: finster, mißtrauisch und starr. Ihr Blick war jetzt bittend, weich und zugleich zutraulich, freundlich und schüchtern. So blicken Kinder jemanden an, den sie sehr liebhaben und den sie um etwas bitten. Sie hatte hellbraune Augen, schöne, lebhafte Augen, die Liebe und auch finsteren Haß widerzuspiegeln vermochten.
Ohne mir eine Erklärung zu geben, als müßte ich wie ein höheres Wesen alles auch ohne Erklärung verstehen, hielt sie mir ein Blatt Papier hin. Ihr Gesicht strahlte in diesem Augenblick und verriet einen überaus naiven, fast kindlichen Triumph. Ich faltete das Blatt auseinander. Es war ein Brief, den ein Medizinstudent oder einer dieses Ranges an sie gerichtet hatte, eine sehr schwülstige, blumenreiche, aber außerordentlich respektvolle Liebeserklärung. Ich habe die einzelnen Ausdrücke jetzt nicht mehr im Gedächtnis; aber ich erinnere mich noch sehr gut, daß durch die hochtrabenden Wendungen ein echtes Gefühl hindurchschimmerte, das sich nicht fingieren läßt. Als ich zu Ende gelesen hatte, begegnete ich ihrem heißen, kindlich ungeduldigen Blick, der gespannt auf mich gerichtet war. Sie hing direkt mit den Augen an meinem Gesicht und wartete voller Ungeduld, was ich sagen würde. In wenigen Worten und eilig, aber mit freudigem Stolz sagte sie mir zur Erklärung, sie sei auf einem Tanzabend gewesen, in einer Familie, „bei sehr, sehr guten Leuten, wo sie noch nichts, gar nichts wissen"; denn sie sei ja auch hier erst seit kurzem und nur vorläufig und hätte sich überhaupt noch nicht entschlossen dazubleiben, und sie werde unbedingt weggehen, sobald sie ihre Schuld abbezahlt habe... Na, und da sei denn

auch dieser Student gewesen und habe den ganzen Abend mit ihr getanzt und geredet, und es habe sich herausgestellt, daß er ebenfalls aus Riga stammte und schon als kleiner Junge mit ihr bekannt gewesen war und daß sie miteinander gespielt hatten; nur sei das schon sehr lange her; und er kenne auch ihre Eltern; aber „davon" wisse er nichts, nichts, nichts und argwöhne auch nichts! Und am Tag nach der Tanzgesellschaft (das heißt vor drei Tagen) habe er ihr durch ihre Freundin, mit der sie zu der Gesellschaft gegangen sei, diesen Brief geschickt ... und ... na, das sei alles.
Sie schlug verschämt ihre leuchtenden Augen nieder, als sie mit der Erzählung fertig war.
Die Ärmste, sie bewahrte den Brief dieses Studenten wie eine Kostbarkeit auf und war hingelaufen, um diese ihre einzige Kostbarkeit zu holen, weil sie nicht wollte, daß ich wegginge, ohne erfahren zu haben, daß auch sie ehrenhaft und aufrichtig geliebt werde und jemand mit ihr respektvoll rede. Gewiß ist es diesem Brief beschieden, ewig und ohne weitere Folgen in der Schatulle zu liegen. Aber wenn auch; ich bin überzeugt, daß sie ihn ihr Leben lang wie eine Kostbarkeit aufbewahren wird, wie ihren Stolz und ihre Rechtfertigung; auch jetzt hatte sie in einem solchen Augenblick an diesen Brief gedacht und ihn mir gebracht, um vor mir naiv damit zu prahlen und ihr Ansehen in meinen Augen zu heben; ich sollte ihn sehen und loben. Ich sagte nichts, drückte ihr die Hand und ging hinaus. Es war mir ein Bedürfnis fortzugehen. Ich ging den ganzen Weg zu Fuß, obgleich noch immer nasser Schnee in großen Flocken vom Himmel fiel. Ich fühlte mich erschöpft, bedrückt, von verständnisloser Benommenheit gequält. Aber die Wahrheit blitzte schon durch die Benommenheit hindurch. Die häßliche Wahrheit!

VIII

Es dauerte übrigens lange, bis ich mich darauf einließ, diese Wahrheit anzuerkennen. Als ich am Morgen nach wenigen Stunden eines tiefen, bleiernen Schlafs aufgewacht war und mir sogleich den vorhergehenden Tag mit allen Einzelheiten ins Gedächtnis zurückgerufen hatte, wunderte ich mich sogar über meine gestrige „Sentimentalität" bei Lisa und über all

diese „Empfindungen von Schrecken und Mitleid". Daß einen solche weibische Nervenschwäche überkommen kann, pfui Teufel! dachte ich. Und wozu habe ich ihr meine Adresse gegeben? Wenn sie nun zu mir kommt! Übrigens, soll sie meinetwegen kommen; es schadet nichts . . . Aber das war jetzt offenbar nicht die Hauptsache, nicht das Wichtigste; ich mußte mich beeilen und um jeden Preis so schnell wie möglich meine Reputation in Swerkows und Simonows Augen wiederherstellen. Das war die Hauptsache. Lisa aber vergaß ich, mit solchen Sorgen beschäftigt, an diesem Morgen sogar vollständig.

Vor allen Dingen mußte ich unverzüglich an Simonow meine Schuld vom Vortag zurückzahlen. Ich entschloß mich zu einem Mittel der Verzweiflung: mir ganze fünfzehn Rubel von Anton Antonowitsch zu borgen. Es traf sich gut, daß er an diesem Morgen vorzüglich gelaunt war: er gab mir das Geld sofort, auf die erste Bitte hin. Ich freute mich darüber so, daß ich ihm, während ich den Wechsel unterschrieb, mit dem Air eines Lebemanns in lässigem Ton erzählte, ich hätte gestern mit Freunden an einem Gelage im „Hôtel de Paris" teilgenommen; „es war ein Abschiedsessen für einen Schulkameraden, ja ich kann sagen für einen Jugendfreund; und wissen Sie, er ist ein gewaltiger Bonvivant, an ein luxuriöses Leben gewöhnt; na, selbstverständlich von guter Familie, beträchtliches Vermögen, glänzende Karriere, geistreich, liebenswürdig, hat Liebesintrigen mit vornehmen Damen, Sie verstehen. Wir haben ein halb Dutzend Flaschen mehr getrunken, als gut war, und . . ." Und es machte sich nicht übel: ich brachte das alles mit großer Leichtigkeit, Ungezwungenheit und Selbstzufriedenheit heraus.

Als ich nach Hause gekommen war, schrieb ich sogleich an Simonow.

Noch heute erinnere ich mich mit Vergnügen an den eines Gentlemans würdigen, gutmütigen, offenherzigen Ton meines Briefs. Gewandt und vornehm, vor allen Dingen aber ohne jedes überflüssige Wort nahm ich die Schuld an allem Geschehenen auf mich. Ich entschuldigte mich, „wenn es mir überhaupt gestattet ist, mich noch zu entschuldigen", damit, daß ich, an den Genuß von Alkohol ganz und gar nicht gewöhnt, schon nach dem ersten Glas Branntwein betrunken gewesen sei, das ich (wie ich angab) noch vor ihrer Ankunft, als ich auf

sie im „Hôtel de Paris" wartete, zwischen fünf und sechs Uhr getrunken hätte. Meine Bitte um Entschuldigung richtete ich vornehmlich an Simonow; ihn bat ich, von meinen Erklärungen auch allen anderen Mitteilung zu machen, besonders Swerkow, den ich „nach meiner nebelhaften Erinnerung" wohl beleidigt hätte. Ich fügte hinzu, ich würde selbst zu allen hinfahren, wenn ich nicht heftige Kopfschmerzen hätte und mich überdies schämte. Besonders zufrieden war ich mit der Leichtigkeit, ja beinahe Lässigkeit (übrigens von durchaus anständiger Art), die sich auf einmal in meiner Schreibweise bekundete und ihnen besser als alle möglichen Auseinandersetzungen von vornherein zu verstehen gab, daß ich „die gestrige widerwärtige Geschichte" sehr kaltblütig ansähe und ganz und gar nicht zu Boden geschmettert wäre, wie die Herren wahrscheinlich dächten, sondern vielmehr die Sache mit Gemütsruhe betrachtete, so wie es einem Gentleman anstände, der Selbstachtung besäße. „Einem prächtigen jungen Mann ist doch deswegen kein Vorwurf zu machen", sollte das heißen.
Und was liegt sogar für ein schmerzhafter Esprit darin, der eines Marquis würdig wäre! dachte ich voll Bewunderung, als ich meinen Brief noch einmal durchlas. Das kommt alles daher, daß ich ein recht gut entwickelter, gebildeter Mensch bin! Ein anderer wüßte an meiner Stelle nicht, wie er sich aus der Klemme ziehen sollte; aber ich habe mir schon selbst geholfen und bin wieder fidel, und alles deshalb, weil ich ein gebildeter, recht gut entwickelter Mensch unserer Zeit bin. Und vielleicht ist das auch wirklich gestern alles vom Alkohol gekommen. Hm ... aber nein, vom Alkohol kann es nicht sein. Branntwein habe ich überhaupt nicht getrunken, als ich von fünf bis sechs auf sie wartete. Ich habe Simonow belogen, gewissenlos belogen; aber ich belaste mein Gewissen nicht damit ...
Übrigens scher ich mich den Teufel um die ganze Geschichte. Die Hauptsache ist, daß ich sie hinter mir habe.
Ich legte sechs Rubel in den Brief, versiegelte ihn und bat Apollon, ihn zu Simonow zu tragen. Als Apollon hörte, daß in dem Brief Geld liege, wurde er höflicher und erklärte sich bereit hinzugehen. Gegen Abend ging ich aus, um einen Spaziergang zu machen. Ich hatte vom vorhergehenden Tag noch Kopfschmerzen, und mir war schwindlig. Aber je näher der Abend rückte, um je mehr sich die Dämmerung verdichtete, um so stärker änderten und verwirrten sich meine Empfindun-

gen und Gedanken. Es war in meinem Innern, in der Tiefe meines Herzens und Gewissens etwas, was nicht starb, nicht sterben wollte und sich in brennendem Schmerz kundtat. Ich drängte mich vorzugsweise durch die belebtesten Geschäftsstraßen, ging am Meschtschanskije-Tor entlang, die Sadowaja hinunter und am Jussupow-Garten vorbei. Besonders gern suchte ich diese Straßen gegen Abend auf, wenn dort die bunte Menge der Passanten dichter wurde; es waren Geschäftsleute und Handwerker, die mit besorgten, beinahe ärgerlichen Gesichtern von ihrer Tagesarbeit nach Hause gingen. Mir gefiel besonders dieses Hasten um den kleinen Gewinn, dieses brutal prosaische Treiben. Diesmal aber regte mich das Gedränge auf der Straße noch mehr auf. Ich konnte einfach nicht mit mir fertig werden und zu keinem Abschluß gelangen. In meinem Innern wallte etwas schmerzhaft und unaufhörlich und wollte sich nicht beruhigen. Ganz verstört kehrte ich nach Hause zurück. Ich hatte das Gefühl, als laste ein Verbrechen auf meiner Seele.

Mich quälte beständig der Gedanke: Lisa könnte kommen. Sonderbar erschien mir, daß von all den Erinnerungen an den vergangenen Tag die Erinnerung an sie mich besonders, gewissermaßen getrennt von den übrigen, quälte. Alles andere hatte ich gegen Abend schon völlig vergessen; ich hatte es mit einer geringschätzigen Gebärde hinter mich geworfen und war mit meinem Brief an Simonow immer noch ganz zufrieden. Aber was jene Sache anlangte, so war ich eigentümlicherweise nicht mehr zufrieden. Es war gerade so, als quälte ich mich lediglich um Lisa. Wenn sie nun kommt? dachte ich unaufhörlich. Na gut, das schadet ja nichts; mag sie kommen! Hm! Unangenehm ist allerdings, daß sie sehen wird, wie ich lebe. Gestern erschien ich ihr gegenüber als ein Held ... aber jetzt, hm! Es ist auch wirklich unangenehm, daß ich so heruntergekommen bin. Geradezu bettlermäßig sieht meine Wohnung aus. Und ich habe es fertiggebracht, gestern in einem solchen Anzug zum Diner zu fahren! Und mein Wachstuchsofa, aus dem die Bastfüllung herauskommt! Und mein Schlafrock, mit dem ich meinen Körper nicht bedecken kann! Was für Lumpen! Und sie wird das alles sehen; auch meinen Apollon wird sie sehen. Dieser Bursche wird sie gewiß beleidigen. Er wird gegen sie unanständig sein, um mich zu ärgern. Und ich werde es selbstverständlich mit der Angst zu tun bekommen wie

gewöhnlich, ich werde vor ihr hin und her trippeln und mich mit meinen Schlafrockschößen zu bedecken suchen, werde lächeln und lügen. Ach, wie häßlich! Und das ist noch nicht einmal das Häßlichste! Es gibt noch etwas Wichtigeres, Garstigeres, Gemeineres! Ja, Gemeineres! Daß ich wieder, wieder diese ehrlos lügnerische Maske vorbinden muß...
Als ich bis zu diesem Gedanken gelangt war, fuhr ich heftig auf: Warum soll diese Maske ehrlos sein? Worin besteht die Ehrlosigkeit? Ich habe gestern aufrichtig gesprochen. Ich erinnere mich, daß auch in mir echte Empfindung war. Ich hatte doch gerade die Absicht, in ihr edle Empfindungen wachzurufen... Wenn sie zu weinen anfing, so war das ganz gut; das wirkt wohltuend...
Aber trotzdem konnte ich mich absolut nicht beruhigen.
Den ganzen Abend über, nachdem ich schon nach Hause zurückgekehrt war, noch nach neun Uhr, als man gar nicht mehr mit Lisas Kommen rechnen konnte, schwebte mir ihr Bild vor, und die Hauptsache war, ich hatte sie immer in ein und derselben Situation vor Augen. Speziell ein bestimmter Augenblick von all den Ereignissen des vorhergehenden Tages war mir im Gedächtnis: als ich das Zimmer mit dem Streichholz erleuchtet hatte und ihr blasses, verzerrtes Gesicht und den gequälten Blick sah. Was für ein klägliches, unnatürliches, verzerrtes Lächeln in jenem Moment auf ihrem Gesicht lag! Aber ich wußte damals noch nicht, daß ich mir Lisa noch nach fünfzehn Jahren immer gerade mit diesem kläglichen, verzerrten, unangebrachten Lächeln vorstellen würde, das sie damals gezeigt hatte.
Am andern Tag war ich schon wieder geneigt, das alles für Unsinn, für Nervenüberreizung und vor allen Dingen für Übertreibung zu halten. Ich hatte immer diese schwache Seite von mir gekannt und mich manchmal sehr vor ihr gefürchtet: Ich übertreibe alles; das ist mein Fehler, wiederholte ich mir allstündlich. Aber übrigens wird Lisa doch vielleicht kommen, das war der Refrain, mit dem damals alle meine Überlegungen schlossen. Ich beunruhigte mich dermaßen, daß ich manchmal in Wut geriet: „Sie wird kommen; unbedingt wird sie kommen!" rief ich aus und rannte dabei im Zimmer hin und her. „Wenn nicht heute, so wird sie morgen kommen und wird mich antreffen! Alle jene ‚reinen Herzen' haben den verdammten Hang zum Romantischen! O diese Ekelhaftigkeit, Dummheit,

Borniertheit der garstigen ‚sentimentalen Seelen'! Na, wie kann man das nur nicht begreifen, wie kann man das nur nicht begreifen?" Aber hier stockte ich und war sogar recht betroffen.
Und wie weniger Worte, dachte ich so nebenbei, wie weniger idyllischer Schilderungen bedurfte es (diese Schilderungen waren noch dazu unecht, buchmäßig, ein Kunstprodukt), um sofort einem menschlichen Leben die Richtung zu geben, die ich wollte! Das macht die Jungfräulichkeit und, sozusagen, die Frische des Bodens!
Manchmal kam mir der Gedanke, selbst zu ihr hinzufahren, „ihr alles zu erzählen" und sie zu bitten, sie möchte nicht zu mir kommen. Aber bei dem Gedanken geriet ich so in Ärger, daß ich, wie ich glaube, diese „verdammte" Lisa zermalmt hätte, wenn sie auf einmal vor mir aufgetaucht wäre; beleidigt hätte ich sie, angespuckt, hinausgejagt, geprügelt!
Es verging ein Tag, ein zweiter, ein dritter – sie kam nicht, und ich begann mich zu beruhigen. Besonders munter und heiter pflegte ich nach neun Uhr abends zu werden, ich überließ mich dann sogar manchmal Träumereien von recht angenehmer Art; ich sagte mir zum Beispiel: Ich rette Lisa gerade dadurch, daß sie zu mir kommt und ich mit ihr rede. Ich unterrichte und bilde sie. Schließlich merke ich, daß sie mich liebt, leidenschaftlich liebt. Ich tue, als ob ich es nicht wahrnähme (ich weiß eigentlich nicht, warum ich das tue; wahrscheinlich nur des guten Tones wegen). Zuletzt kommt sie, das schöne Mädchen, ganz verwirrt, zitternd und schluchzend, wirft sich mir zu Füßen und sagt, ich sei ihr Retter und sie liebe mich mehr als alles auf der Welt. Ich bin erstaunt, aber ...
„Lisa", antworte ich, „meinst du denn, daß ich deine Liebe nicht bemerkt habe? Ich habe alles gesehen, alles erraten; aber ich durfte nicht als erster an dein Herz rühren, weil ich für dich eine Respektsperson war und fürchtete, du könntest dich aus Dankbarkeit absichtlich zwingen, meine Liebe zu erwidern, und gewaltsam in deinem Herzen ein Gefühl hervorrufen, das vielleicht vorher nicht da war; das wollte ich aber nicht; denn das ist Despotismus. Das ist taktlos" (nun, kurz gesagt, ich verhedderte mich da in so einer westeuropäischen, George-Sandschen, unsagbar edlen Finesse). „Aber jetzt, jetzt bist du mein; du bist mein Geschöpf; du bist rein und schön; du bist rein und schön; du bist mein schönes Weib.

...Mein Haus
Steht dir stets offen! Geh in Ehren
Als Herrin darin ein und aus!"

Darauf führen wir dann ein schönes Leben, reisen ins Ausland... Und so ging das noch eine Zeitlang weiter. Aber schließlich wurde es mir zuwider, und das Ende vom Lied war, daß ich mir selbst die Zunge herausstreckte.

Die Wirtin, das gemeine Frauenzimmer, wird ihr gar keinen Ausgang geben, dachte ich. Ich glaube, diese Mädchen dürfen nicht viel spazierengehen, am wenigsten abends (ich hatte irgendwie die Vorstellung, sie müsse unbedingt abends kommen, und zwar um sieben Uhr). Im übrigen hat sie doch gesagt, sie habe sich noch nicht völlig gebunden, sondern genieße besondere Rechte; also, hm! Hol's der Teufel, sie wird kommen, bestimmt!

Ein Glück nur, daß mich in dieser Zeit Apollon durch seine Grobheiten zerstreute. Er brachte mich um den letzten Rest meiner Geduld! Er war mein Plagegeist, die Geißel, die mir die Vorsehung gesandt hatte. Ich und er, wir führten schon seit mehreren Jahren ununterbrochen Krieg miteinander, und ich haßte ihn. O Gott, wie ich ihn haßte! Ich glaube, ich hatte im ganzen Leben noch keinen Menschen so gehaßt, wie ich ihn haßte, besonders in manchen Augenblicken. Er war nicht mehr jung, hatte ein würdevolles Auftreten und beschäftigte sich zum Teil mit Schneiderarbeiten. Aber (ich weiß nicht, warum) er verachtete mich, sogar ganz maßlos, und benahm sich gegen mich mit unerträglichem Hochmut. Übrigens betrachtete er alle Menschen sehr von oben herab. Man brauchte nur die weißen Augenbrauen und Wimpern, den glattgekämmten Kopf, die Tolle, die er sich über der Stirn frisierte und mit Fastenöl salbte, den ernsten, immer spitz zusammengedrückten Mund anzusehen, und man fühlte, daß man eine Persönlichkeit vor sich hatte, die niemals an der eigenen Vortrefflichkeit zweifelte. Er war überaus pedantisch, der größte Pedant, den ich jemals getroffen habe, und dabei von einer Eigenliebe, die höchstens zu Alexander dem Großen gepaßt hätte. Er war in jeden Knopf, den er am Leibe trug, in jeden seiner Fingernägel verliebt, entschieden verliebt; das sah man ihm an! Er benahm sich gegen mich wie ein reiner Despot, redete mit mir äußerst wenig, und wenn es sich so traf, daß er mich ansah,

so tat er das mit festem, majestätisch-selbstbewußtem, beständig spöttischem Blick, der mich manchmal geradezu wütend machte. Seine Arbeiten verrichtete er mit einer Miene, als erwiese er mir die größte Gnade. Übrigens tat er für mich so gut wie nichts und hielt sich überhaupt nicht für verpflichtet, etwas zu tun. Es konnte kein Zweifel daran bestehen, daß er mich für den allergrößten Dummkopf hielt, und wenn er „die Beziehungen zu mir fortbestehen ließ", tat er es nur deswegen, weil er von mir monatlich Lohn beziehen konnte. Er war damit einverstanden, für einen Monatslohn von sieben Rubeln bei mir nichts zu tun. Für den Ärger, den ich mit ihm hatte, werden mir gewiß einmal viele Sünden vergeben werden. Mein Haß gegen ihn steigerte sich mitunter so, daß ich beinahe schon Krämpfe bekam, wenn ich nur seinen Gang beobachtete. Besonders widerwärtig aber war mir seine Art zu lispeln und zu zischen. Er hatte wohl eine zu lange Zunge, deshalb lispelte und zischte er beständig, und ich glaube, er war darauf furchtbar stolz und dachte, das verleihe ihm eine außerordentliche Würde. Er sprach leise und gemessen, verschränkte dabei die Hände auf dem Rücken und schlug die Augen nieder. Besonders brachte er mich in Wut, wenn er manchmal anfing, in seinem Kämmerchen hinter der Zwischenwand Psalmen zu lesen. Ihn lesen zu hören war für mich eine wahre Folter. Aber er liebte es außerordentlich, abends Psalmen zu lesen, mit leiser, monotoner Stimme, in singendem Tonfall, wie beim Begräbnis. Interessanterweise hat er das tatsächlich gemacht: er beschäftigte sich später berufsmäßig damit, bei Begräbnissen die Psalmen zu lesen; außerdem vertilgte er Ratten und fabrizierte Wichse. Aber damals war ich nicht imstande, ihn wegzujagen; es war, als wäre er mit meiner Existenz chemisch verbunden. Zudem hätte auch er um keinen Preis eingewilligt, von mir wegzugehen. In einem chambre garnie zu wohnen war mir unmöglich: meine Wohnung war mein Winkel, meine Schildkrötenschale, mein Futteral, wo ich mich vor der ganzen Menschheit versteckte; Apollon aber erschien mir (weiß der Teufel, warum) als notwendiges Zubehör zu dieser Wohnung, und ich brachte es ganze sieben Jahre lang nicht fertig, ihn wegzujagen.

Es war zum Beispiel ein Ding der Unmöglichkeit, ihm den Lohn auch nur für zwei oder drei Tage vorzuenthalten. Er hätte mich in solcher Weise behandelt, daß ich nicht gewußt

hätte, wo ich bleiben sollte. Aber in diesen Tagen war ich so zornig auf alle Menschen, daß ich mir vornahm – warum, weiß ich selbst nicht –, Apollon zu bestrafen und ihm seinen Lohn erst vierzehn Tage später auszuzahlen. Ich hatte das schon vor langer Zeit, vor mehreren Jahren einmal versucht, nur um ihm zu zeigen, daß er sich mir gegenüber nicht so aufspielen dürfe und daß ich, wenn ich wolle, ihm den Lohn jederzeit vorenthalten könne. Ich hatte damals beschlossen, ihm kein Wort darüber zu sagen und sogar absichtlich zu schweigen, um seinen Stolz zu brechen und ihn zu zwingen, daß er als erster vom Lohn zu reden anfinge. Dann wollte ich die sieben Rubel aus dem Tischkasten herausnehmen, ihm zeigen, daß ich das Geld besäße und bewußt beiseite gelegt hätte, ihm aber sagen, ich wolle ihm seinen Lohn nicht geben, ich wolle es nicht, wolle es einfach nicht, weil ich als Gebieter das nun einmal so bestimme; denn er benehme sich respektlos und sei ein Grobian; aber wenn er mich respektvoll bitte, dann würde ich mich vielleicht erweichen lassen und ihm das Geld geben; andernfalls könne er noch vierzehn Tage warten oder drei Wochen oder einen ganzen Monat ...

Aber wie erbittert ich damals auch war, er hatte mich dennoch besiegt. Nicht einmal vier Tage lang konnte ich es aushalten. Er hatte mit dem Mittel angefangen, das er in ähnlichen Fällen immer anwandte (denn ähnliche Fälle hatte es schon mehrere gegeben, sozusagen probeweise, und ich bemerke, daß ich alles im voraus wußte und seine gemeine Taktik auswendig kannte); er tat nämlich folgendes: er richtete zuerst einen sehr ernsten Blick auf mich und wendete ihn mehrere Minuten lang nicht von mir ab, besonders wenn ich die Wohnung verließ oder er mich bei meiner Rückkehr empfing. Wenn ich dann standhielt und tat, als bemerke ich diesen Blick gar nicht, so schritt er, immer noch schweigend, zur zweiten Stufe der Folter. Er kam dann plötzlich ohne jeden Anlaß mit leisem, weichem Gang in mein Zimmer, wenn ich darin auf und ab ging oder las, blieb an der Tür stehen, legte die eine Hand auf den Rücken, stellte den einen Fuß seitwärts und richtete seinen Blick auf mich, der dann nicht bloß ernst, sondern höchst verächtlich war. Wenn ich ihn fragte, was er wolle, so gab er keine Antwort und sah mich noch einige Sekunden starr an; darauf preßte er in ganz besonderer Art mit vielsagender Miene die Lippen zusammen, drehte sich langsam auf dem Fleck um und ging

langsam in sein Kämmerchen. Etwa zwei Stunden darauf kam er wieder heraus und erschien in derselben Weise vor mir. Es kam vor, daß ich ihn in meiner Wut gar nicht erst fragte, was er wolle, sondern einfach streng und gebieterisch den Kopf hob und ihn ebenfalls ansah. So starrten wir uns manchmal mehrere Minuten lang an; endlich drehte er sich langsam und würdevoll um und ging wieder auf zwei Stunden weg... Wenn ich mich auch durch dieses Mittel nicht zur Vernunft bringen ließ und weiter revoltierte, so begann er, mich ansehend, zu seufzen, lange und tief, als wolle er mit diesem einen Seufzer die ganze Tiefe meines moralischen Verfalls ausmessen, und selbstverständlich endete die Sache schließlich damit, daß er vollständig siegte: ich wütete und schrie; aber ich sah mich trotzdem genötigt, ihm das zu geben, was er verlangte.

Diesmal jedoch hatte das gewöhnliche Manöver der ernsten Blicke kaum angefangen, als ich sogleich außer mir geriet und wütend auf ihn losstürzte. Ich war auch ohnehin schon übermäßig gereizt.

„Hiergeblieben!" schrie ich wie ein Rasender, als er sich, die eine Hand auf dem Rücken haltend, langsam und schweigend umdrehte, um sich in sein Kämmerchen zu begeben. „Hiergeblieben! Dreh dich um, dreh dich um; ich rede mit dir!" Und mein Brüllen klang wohl sehr ungewöhnlich; denn er drehte sich wirklich um und begann mich sogar mit einer gewissen Verwunderung zu betrachten. Aber er sagte auch jetzt noch kein Wort, und eben das machte mich wütend.

„Wie kannst du dich erdreisten, ungerufen zu mir hereinzukommen und mich so anzusehen? Antworte!"

Aber nachdem er mich wieder schweigend eine halbe Minute lang angesehen hatte, drehte er sich von neuem um.

„Hiergeblieben!" brüllte ich und stürzte auf ihn zu. „Nicht von der Stelle! So! Jetzt antworte: Was hast du hier gewollt?"

„Wenn Sie einen Befehl für mich haben, so ist es meine Pflicht, ihn auszuführen", antwortete er, wieder erst nach einigem Stillschweigen, mit lispelnder Stimme leise und gemessen, wobei er die Brauen hochzog und langsam den Kopf wiegte; und das alles tat er mit entsetzlicher Seelenruhe.

„Das ist keine Antwort auf meine Frage, du Henkersknecht!" schrie ich, vor Zorn zitternd. „Ich will dir selbst sagen, du Henkersknecht, weshalb du herkommst: du siehst, daß ich dir

deinen Lohn nicht auszahle; du willst mich aus Stolz nicht höflich darum bitten, und deshalb kommst du, um mich mit deinen dummen Blicken zu bestrafen, zu peinigen, und hast gar keine Ahnung, du Henkersknecht, wie dumm das ist, wie dumm, wie dumm, wie dumm!"
Er wollte sich wieder schweigend umdrehen; aber ich packte ihn bei der Schulter.
„Hör mal zu!" schrie ich ihn an. „Da ist das Geld, siehst du, da ist es!" (Ich nahm es aus dem Tischkasten.) „Die ganzen sieben Rubel; aber du erhältst sie nicht, erhältst sie nicht eher, bis du respektvoll und unterwürfig kommst und mich um Verzeihung bittest. Nun hast du es gehört!"
„Das kann nicht geschehen!" antwortete er in maßloser Selbstsicherheit.
„Es wird geschehen!" schrie ich. „Ich gebe dir mein Ehrenwort, es wird geschehen!"
„Ich habe auch gar nichts getan, wofür ich Sie um Verzeihung bitten sollte", fuhr er fort, als hätte er nicht gehört, was ich ihm zuschrie. „Vielmehr haben Sie mich einen Henkersknecht genannt, wofür ich Sie jederzeit bei der Polizei wegen Beleidigung anzeigen kann."
„Geh hin! Zeig mich an!" schrie ich. „Geh sofort, diese Minute, diese Sekunde! Aber du bist doch ein Henkersknecht! Ein Henkersknecht! Ein Henkersknecht!" Er sah mich nur an, drehte sich dann um und ging, ohne auf das zu hören, was ich ihm nachrief, und ohne sich noch einmal umzuwenden, mit ruhigen Schritten in sein Kämmerchen.
Wenn Lisa nicht gewesen wäre, so wäre nichts von alledem geschehen! sagte ich mir im stillen. Nachdem ich dann etwa eine Minute lang dagestanden hatte, begab ich mich würdevoll und feierlich, aber mit Herzklopfen zu ihm hinter die Zwischenwand.
„Apollon", sagte ich leise und abgehackt, ich konnte nur mühsam atmen, „geh sofort und unverzüglich hin und hole den Polizeiinspektor!"
Er hatte sich unterdessen schon an seinem Tisch niedergelassen, die Brille aufgesetzt und eine Näharbeit vorgenommen. Aber als er meinen Befehl hörte, prustete er auf einmal vor Lachen los.
„Geh sofort hin, augenblicklich! Geh hin, oder es passiert etwas, was du nicht ahnst."

„Sie sind wahrhaftig nicht bei Sinnen", bemerkte er, ebenso langsam lispelnd wie sonst; er hob nicht einmal den Kopf und fuhr fort, seine Nadel einzufädeln. „Wo hat man das je gehört, daß jemand zum eigenen Schaden die Polizei rufen läßt? Und mit dem Versuch, mich einzuschüchtern, haben Sie sich vergeblich Mühe gemacht; denn es wird nichts passieren."
„Geh hin!" kreischte ich und faßte ihn an der Schulter. Ich fühlte, daß ich im nächsten Augenblick auf ihn einschlagen würde.
Aber ich bemerkte nicht, daß gerade in diesem Moment die Flurtür leise und langsam geöffnet wurde und eine Gestalt eintrat, stehenblieb und uns erstaunt betrachtete. Ich blickte hin, wurde starr vor Scham und stürzte in mein Zimmer. Dort griff ich mir mit beiden Händen in die Haare, lehnte den Kopf gegen die Wand und verharrte wie versteinert in dieser Stellung.
Etwa zwei Minuten später hörte ich die langsamen Schritte Apollons.
„Da fragt eine nach Ihnen", sagte er und sah mich dabei besonders ernst an; dann trat er zur Seite und ließ Lisa an sich vorbei. Er wollte nicht fortgehen und betrachtete uns spöttisch.
„Geh hinaus! Geh hinaus!" befahl ich ihm fassungslos. In diesem Augenblick gab sich meine Wanduhr einen Ruck, fing an zu zischen und schlug siebenmal.

IX

. . . Mein Haus
Steht dir stets offen! Geh in Ehren
Als Herrin darin ein und aus!

Ganz niedergeschmettert, tödlich blamiert, in schmählicher Verwirrung stand ich vor ihr, und ich glaube, ich lächelte, während ich mich nach Kräften bemühte, die Schöße meines zerschlissenen wattierten Schlafrocks übereinanderzuschlagen – also genau so, wie ich mir das unlängst in meiner Mutlosigkeit vorgestellt hatte. Apollon ging, nachdem er noch ein paar Minuten bei uns gestanden hatte, hinaus; aber mir wurde dadurch nicht leichter ums Herz. Das schlimmste war, daß auch sie auf einmal so verlegen wurde, wie ich es gar nicht erwartet hatte. Was sie verlegen machte, war selbstverständ-

lich mein Anblick.
„Setz dich!“ sagte ich mechanisch und schob ihr einen Stuhl an den Tisch; ich selbst ging zum Sofa. Gehorsam setzte sie sich sogleich hin, sah mich mit großen Augen an und erwartete offenbar etwas von mir. Diese naive Erwartung machte mich wütend; aber ich beherrschte mich.
Gerade unter solchen Umständen, dachte ich, müßte sie sich doch Mühe geben, nichts zu bemerken, als ob alles in Ordnung wäre, aber sie... Und ich hatte unklar das Gefühl, daß sie mir für all das werde schwer büßen müssen.
„Du hast mich in einer sonderbaren Situation getroffen, Lisa“, begann ich stockend; ich wußte recht wohl, daß ich nicht so anfangen durfte.
„Nein, nein, denke nur nichts Falsches!“ rief ich, da ich sah, daß sie auf einmal errötete. „Ich schäme mich meiner Armut nicht... Im Gegenteil, ich bin stolz darauf. Ich bin arm, aber von edler Denkweise... Man kann arm und doch edel sein“, murmelte ich. „Aber... möchtest du Tee?“
„Nein...“, fing sie an.
„Warte einen Augenblick!“
Ich sprang auf und lief zu Apollon. Ich mußte unbedingt von Lisa weglaufen.
„Apollon“, flüsterte ich in fieberhafter Hast und warf die sieben Rubel, die ich die ganze Zeit über in der geschlossenen Hand behalten hatte, vor ihm auf den Tisch; „da ist dein Lohn; siehst du, ich gebe ihn dir; aber zum Dank dafür mußt du mich retten: hole mir unverzüglich aus einem Restaurant Tee und zehn Zwiebäcke. Wenn du nicht gehen willst, so machst du einen Menschen unglücklich! Du weißt nicht, was das für eine Frau ist... Mehr sage ich nicht! Du denkst vielleicht irgend etwas... Aber du weißt nicht, was das für eine Frau ist...“
Apollon, der sich bereits wieder an seine Arbeit gemacht und die Brille aufgesetzt hatte, schielte zuerst, ohne die Nadel hinzulegen, schweigend nach dem Geld hin; ohne mir irgendwelche Aufmerksamkeit zuzuwenden und ohne zu antworten, fuhr er fort, sich mit dem Faden zu beschäftigen, den er immer noch nicht eingefädelt hatte. Ich wartete ungefähr drei Minuten, indem ich, die Arme à la Napoléon über der Brust verschränkt, vor ihm stand. Meine Schläfen waren feucht von Schweiß; ich war blaß, das fühlte ich. Aber Gott sei Dank, er empfand

gewiß bei meinem Anblick Mitleid. Nachdem er mit seinem Faden zurechtgekommen war, stand er langsam auf, schob langsam den Stuhl zurück, nahm langsam die Brille ab, zählte langsam das Geld und fragte mich endlich über die Schulter hinweg: „Soll ich eine ganze Portion Tee holen?“ und ging langsam hinaus. Während ich zu Lisa zurückging, kam mir unterwegs der Gedanke: Soll ich nicht so, wie ich bin, im Schlafrock, davonlaufen, irgendwohin? Mag dann werden, was will!

Ich setzte mich wieder. Sie sah mich beunruhigt an. Einige Minuten lang schwiegen wir beide.

„Ich werde ihn töten!“ rief ich plötzlich und schlug mit der Faust so heftig auf den Tisch, daß die Tinte aus dem Tintenfaß spritzte.

„Ach, was haben Sie nur!“ rief sie erschrocken.

„Ich werde ihn töten, ich werde ihn töten!“ kreischte ich, auf den Tisch schlagend; ich war ganz rasend und begriff gleichzeitig durchaus, wie dumm es war, so zu rasen.

„Du weißt nicht, Lisa, was dieser Henkersknecht für mich bedeutet: Er ist mein Folterer... Er ist jetzt gegangen, um Zwieback zu holen; er...“

Und auf einmal brach ich in Tränen aus. Das war ein Anfall. Ich schämte mich furchtbar, während ich so schluchzte; aber ich konnte mich nicht mehr beherrschen.

Sie erschrak. „Was ist Ihnen? Was ist Ihnen nur?“ rief sie und bemühte sich um mich.

„Wasser, gib mir Wasser; dort ist welches!“ murmelte ich mit schwacher Stimme; ich war mir übrigens dabei im stillen bewußt, daß ich sehr wohl ohne Wasser auskommen konnte und nicht mit so schwacher Stimme zu murmeln brauchte. Aber ich verstellte mich sozusagen, um den Anstand zu wahren, obgleich der Anfall selbst echt war.

Sie reichte mir Wasser und sah mich ganz verstört an. In diesem Augenblick brachte Apollon den Tee. Mir schien auf einmal, daß dieser gewöhnliche, prosaische Tee nach alledem, was geschehen war, etwas schrecklich Unanständiges und Elendes sei, und ich errötete. Lisa blickte ganz ängstlich auf Apollon. Er ging hinaus, ohne uns anzusehen.

„Lisa, du verachtest mich wohl?“ sagte ich; ich hielt meinen Blick unverwandt auf sie gerichtet und zitterte vor Ungeduld zu erfahren, was sie dächte.

Sie war verlegen und wußte nicht, was sie antworten sollte.
„Trink den Tee!" sagte ich ärgerlich. Ich ärgerte mich über mich selbst; aber selbstverständlich mußte sie dafür büßen. Ein furchtbarer Zorn auf sie wallte plötzlich in meinem Herzen auf; ich glaube, ich hätte sie ohne weiteres töten können. Um mich an ihr zu rächen, nahm ich mir in Gedanken fest vor, die ganze Zeit über mit ihr kein Wort zu sprechen. Sie ist an allem schuld, dachte ich.
Unser Schweigen dauerte schon fünf Minuten. Der Tee stand auf dem Tisch, aber wir rührten ihn nicht an: Ich war so erbost, daß ich absichtlich nicht anfangen wollte zu trinken, um ihre Lage dadurch noch peinlicher zu machen; für sie war es unschicklich, den Anfang zu machen. Mehrere Male blickte sie mich verwundert und traurig an. Ich schwieg hartnäckig. Am meisten aber litt ich selbst, weil ich mir meiner häßlichen Gemeinheit und der boshaften Dummheit vollkommen bewußt war und mich gleichzeitig nicht überwinden konnte.
„Ich will... von dort... ganz und gar weggehen", begann sie, um das Schweigen irgendwie zu brechen. Aber die Ärmste: gerade davon hätte sie in diesem ohnehin schon dummen Augenblick zu mir ohnehin schon dummem Menschen nicht reden dürfen. Das Herz tat mir sogar weh vor Mitleid mit ihrer Ungeschicklichkeit und unzeitigen Offenheit. Aber eine häßliche Regung erstickte in mir auf der Stelle alles Mitleid und reizte mich sogar noch mehr auf; mochte die ganze Welt zugrunde gehen! Es vergingen noch fünf Minuten.
„Habe ich Sie auch nicht gestört?" begann sie schüchtern, kaum hörbar, und erhob sich vom Stuhl.
Aber sowie ich diese erste Äußerung beleidigter Würde wahrnahm, fing ich direkt an zu zittern vor Bosheit und wetterte sofort los.
„Warum bist du zu mir gekommen? Das sage mir doch, bitte!" begann ich keuchend; ich formte nicht einmal einen logischen Satz, alles wollte ich mit einemmal aussprechen, in einem einzigen Erguß; ich kümmerte mich nicht darum, womit ich anfing.
„Warum bist du gekommen? Antworte! Antworte!" schrie ich; ich war wie von Sinnen. „Ich werde dir sagen, meine Beste, warum du gekommen bist. Du bist gekommen, weil ich damals mitleidige Worte zu dir gesagt habe. Na, und nun warst du gerührt und hast Lust bekommen, dich wieder bemitleiden zu

lassen. Weißt du wohl, weißt du, daß ich mich damals über dich lustig gemacht habe? Und auch jetzt mache ich mich über dich lustig. Warum zitterst du? Ja, ich habe mich über dich lustig gemacht! Ich war vorher beleidigt worden, bei einem Diner, von eben jenen Herren, die damals vor mir zu euch kamen. Ich kam zu euch in der Absicht, einen von ihnen durchzuprügeln, den Offizier; aber das gelang mir nicht, da ich ihn nicht mehr antraf. Da mußte ich meinen Ingrimm über die erlittene Kränkung an irgend jemandem auslassen, jemandem meine Überlegenheit zu fühlen geben; du kamst mir gerade zupaß, und da überschüttete ich dich mit Bosheit und machte mich über dich lustig. Man hatte mich gedemütigt; so wollte auch ich einen andern demütigen; man hatte mich unwürdig behandelt; so wollte auch ich meine Macht zeigen ... So stand die Sache; du hast wohl gedacht, ich wäre damals absichtlich hingekommen, um dich zu retten, ja? Hast du das gedacht? Hast du das gedacht?"

Ich wußte, daß sie vielleicht konfus werden und die Einzelheiten nicht verstehen werde; aber ich wußte auch, daß sie den Kern der Sache vorzüglich begreifen werde. Und so war es denn auch. Sie wurde weiß wie eine Wand, wollte etwas sagen, und ihre Lippen verzogen sich schmerzlich; aber wie vom Beil getroffen, sank sie auf den Stuhl nieder. Und während ich sprach, hörte sie mir mit offenem Mund, mit aufgerissenen Augen und zitternd vor Angst und Schrecken zu. Der Zynismus, der rohe Zynismus meiner Worte warf sie zu Boden ...

„Um dich zu retten!" fuhr ich fort, sprang vom Stuhl auf und lief vor ihr im Zimmer hin und her. „Wovon denn? Und vielleicht bin ich viel schlechter als du. Warum hast du mir denn damals, als ich dir so erbauliche Reden hielt, nicht die Frage ins Gesicht geschleudert: ‚Aber du selbst, warum bist du zu uns gekommen? Um uns Moral zu predigen?' Nach Macht, nach Macht verlangte mich damals; es verlangte mich danach, mein Spiel zu treiben, dich zu demütigen, deine Tränen wollte ich sehen, deine hysterischen Krämpfe – das war es, wonach mich damals verlangte! Allerdings blieb ich damals selbst nicht fest, weil ich eben ein Waschlappen bin; ich bekam Angst und gab dir aus Dummheit, weiß der Teufel, wozu, meine Adresse. Aber dann schimpfte ich doch in gemeinster Weise, noch ehe ich zu Hause war, nur wegen dieser Adresse! Ich haßte dich bereits, weil ich dich damals belogen hatte. Denn ich kann nur

mit Worten spielen und Hirngespinste bilden; aber weißt du wohl, was ich in Wirklichkeit möchte: ihr sollt alle in die Erde versinken, das möchte ich! Ich will meine Ruhe haben. Wenn ich erreichen könnte, daß mich keiner in meiner Ruhe stört, so würde ich sofort die ganze Welt verkaufen, für eine Kopeke. Soll die Welt untergehen, oder soll ich auf meinen Tee verzichten? Ich sage: die Welt soll untergehen, wenn ich nur immer meinen Tee trinken kann. Hast du das gewußt oder nicht? Na, aber ich weiß, daß ich ein schändlicher, gemeiner Mensch bin, ein Egoist, ein Faulpelz. Siehst du, ich habe diese drei Tage über vor Furcht gezittert, daß du kommen würdest. Und weißt du, was mich in den drei Tagen besonders beunruhigt hat? Daß ich mich damals vor dir als Held präsentiert hatte und du mich nun hier auf einmal in meinem zerrissenen Schlafrock erblicken würdest, wie einen Bettler, einen garstigen. Ich habe vorhin zu dir gesagt, ich schämte mich meiner Armut nicht; aber weißt du, ich schäme mich doch, schäme mich gewaltig, ich habe vor ihr einen größeren Abscheu als vor allem andern, einen größeren als vor einem Diebstahl; denn ich bin in meiner Eitelkeit so empfindlich, als ob man mir die Haut abgezogen hätte und mir schon die bloße Luft weh täte. Hast du es wirklich auch jetzt noch nicht begriffen, daß ich dir nie verzeihen werde, daß du mich in diesem Schlafrock angetroffen hast, in dem Augenblick, als ich wie ein ergrimmtes Hündchen auf Apollon losging? Der Erlöser, der ehemalige Held stürzt wie ein räudiger, zottiger kleiner Köter auf seinen Diener los, und der lacht ihn aus! Und die Tränen von vorhin, die ich wie ein beschämtes altes Weib vor dir nicht zurückhalten konnte, die werde ich dir niemals verzeihen! Und das, was ich dir jetzt bekenne, werde ich dir ebenfalls nie verzeihen! Ja, du, du allein bist für das alles verantwortlich, weil du mir so unter die Finger gekommen bist und weil ich ein gemeiner Mensch, weil ich der garstigste, lächerlichste, kleinlichste, dümmste aller Erdenwürmer bin, die ganz und gar nicht besser sind als ich, die aber, weiß der Teufel, warum, niemals verlegen werden; ich aber werde mein Leben lang von jedem Lump Nasenstüber bekommen; das liegt an meinem Charakter! Und was geht es mich an, daß du davon nichts begreifst? Und was, ja was in aller Welt gehst du selbst mich an, und ob du dort zugrunde gehst oder nicht? Und begreifst du wohl, wie ich jetzt, nachdem ich mich dir gegenüber ausgesprochen habe, dich dafür

hassen werde, daß du hiergewesen bist und es angehört hast? Der Mensch spricht sich ja nur ein einziges Mal im Leben so aus, und auch das nur in einem Anfall von Hysterie! Was willst du nun noch? Warum sitzt du noch nach alledem vor mir und peinigst mich und gehst nicht fort?"

Aber da begab sich auf einmal etwas Sonderbares.

Ich war so daran gewöhnt, mir alles auf Grund meines Bücherwissens in Gedanken zurechtzulegen und mir alles in der Welt so vorzustellen, wie ich es mir schon vorher in meinen phantastischen Träumereien ausgedacht hatte, daß ich diesen sonderbaren Vorgang damals nicht einmal sofort begriff. Folgendes geschah nämlich: Lisa, die von mir beleidigte und gedemütigte Lisa, verstand alles weit besser, als ich angenommen hatte. Sie verstand von alledem besonders das, was eine Frau immer am besten versteht, wenn sie wahrhaft liebt, nämlich daß ich selbst unglücklich war.

Das Gefühl der Angst und des Schmerzes über die erlittene Kränkung, das sich auf ihrem Gesicht ausgeprägt hatte, war zuerst von trauerndem Erstaunen abgelöst worden. Als ich aber anfing, mich einen schändlichen, gemeinen Menschen zu nennen, und mir die Tränen flossen (ich brachte die ganze Tirade unter Tränen heraus), da verzerrte sich ihr Gesicht wie in einem Krampf. Sie wollte aufstehen, meine Rede unterbrechen; als ich aber schloß, da kümmerte sie sich nicht um meine heftigen Fragen: „Warum bist du hier, warum gehst du nicht fort?", sondern beachtete nur das eine, daß es mir offenbar selbst sehr schwerfiel, das alles auszusprechen. Aber sie war so verschüchtert, die Ärmste; sie meinte, unendlich weit unter mir zu stehen; wie hätte sie böse werden, sich beleidigt fühlen können? Sie sprang auf einmal aus einem unwiderstehlichen Drang heraus vom Stuhl auf; aber obwohl sie mit ihrem ganzen Wesen zu mir hinstrebte, war sie doch noch so zaghaft, daß sie nicht wagte, sich vom Platz zu rühren, und nur die Arme nach mir ausstreckte... Da drehte sich auch mir das Herz in der Brust um. Dann stürzte sie plötzlich zu mir hin, umschlang meinen Hals mit ihren Armen und brach in Tränen aus. Ich konnte mich ebenfalls nicht beherrschen und schluchzte so, wie es noch nie bei mir vorgekommen war...

„Man läßt mich nicht... Ich kann nicht... ich kann kein guter Mensch sein!" stieß ich mühsam hervor; dann ging ich zum Sofa, ließ mich mit dem Gesicht nach unten darauf niederfal-

len und schluchzte eine Viertelstunde lang in einem echten hysterischen Anfall. Sie warf sich neben mich, umarmte mich und verharrte wie erstarrt in dieser Haltung.
Aber dieser Anfall mußte schließlich doch einmal wieder aufhören. Und siehe da (ich schreibe ja die ekelhafte Wahrheit nieder), während ich auf dem Sofa lag und das Gesicht fest auf mein schäbiges Lederkissen preßte, da begann ich allmählich, ganz von weitem, unwillkürlich, aber unwiderstehlich zu fühlen, daß es mir unbehaglich sein werde, den Kopf zu heben und Lisa in die Augen zu blicken. Worüber schämte ich mich? Ich weiß es nicht; aber schämen tat ich mich. Es kam mir auch in meinen aufgeregten Kopf der Gedanke, daß sie jetzt die Heldin sei und ich ein ebenso erniedrigtes, niedergedrücktes Geschöpf, wie sie es mir gegenüber in jener Nacht, vor vier Tagen, gewesen war... Und alle diese Gedanken kamen mir noch zu der Zeit, da ich mit dem Gesicht auf dem Sofa lag!
O Gott, ob ich sie damals wirklich beneidet habe?
Ich weiß es nicht; selbst heute kann ich diese Frage nicht beantworten; damals aber war ich natürlich noch weniger imstande, es zu begreifen, als jetzt. Ohne jemanden zu beherrschen und zu tyrannisieren, kann ich eben nicht leben... Aber... aber mit Reflexionen läßt sich ja nichts erklären, und daher hat es auch keinen Zweck zu reflektieren.
Ich überwand mich jedoch und hob den Kopf; einmal mußte ich ihn schließlich heben... Und noch heute bin ich überzeugt, daß gerade, weil ich mich schämte, sie anzusehen, in meinem Herzen damals plötzlich ein anderes Gefühl entbrannte und aufflammte: die Begierde, zu herrschen und zu besitzen. Meine Augen blitzten vor Leidenschaft, und ich drückte ihr kräftig die Hände. Wie haßte ich sie in diesem Augenblick, und wie zog es mich gleichzeitig zu ihr hin! Das eine Gefühl überwältigte das andere. Das grenzte beinahe an Rache! Auf ihrem Gesicht malte sich anfangs verständnislose Verwunderung, ja Furcht, aber nur einen Augenblick lang. Voller Entzücken umarmte sie mich leidenschaftlich.

X

Eine Viertelstunde darauf lief ich in wütender Ungeduld im Zimmer auf und ab, trat alle Augenblicke an den Bettschirm heran und blickte durch eine Spalte nach Lisa hin. Sie saß auf dem Fußboden, lehnte den Kopf an das Bett und weinte wahrscheinlich. Aber sie ging nicht fort, und gerade das war es, was mich aufregte. Diesmal verstand und durchschaute sie alles. Ich hatte sie in einer nicht wiedergutzumachenden Weise beleidigt; aber... es hatte keinen Zweck, das zu erzählen. Sie hatte erkannt, daß der Ausbruch meiner Leidenschaft geradezu ein Racheakt gewesen war, eine neue ihr zugefügte Erniedrigung, und daß sich zu meinem früheren fast gegenstandslosen Haß jetzt noch ein persönlicher, neidischer Haß gegen sie gesellt hatte... Indessen will ich nicht behaupten, daß sie das alles ganz klar erkannt hätte; aber dafür begriff sie vollkommen, daß ich ein schändlicher Mensch und vor allen Dingen nicht fähig war, sie zu lieben.

Ich weiß, man wird mir vorhalten, das sei unwahrscheinlich; es sei unwahrscheinlich, daß jemand so boshaft und dumm sein könne, wie ich es nach meiner Schilderung war; vielleicht wird man noch hinzufügen, es sei unwahrscheinlich, daß ich sie nicht liebgewinnen oder zumindest ihre Liebe nach Verdienst hätte schätzen können. Warum sollte es unwahrscheinlich sein? Erstens war ich überhaupt nicht mehr fähig zu lieben; denn (ich wiederhole es) lieben bedeutete bei mir soviel wie tyrannisieren und moralisch beherrschen. Ich habe mir sogar mein Leben lang die Liebe nicht anders vorstellen können und bin dahin gelangt, daß ich jetzt manchmal glaube, die Liebe bestehe eben darin, daß das geliebte Wesen einem gutwillig das Recht einräumt, es zu tyrannisieren. Auch in den Träumereien, denen ich mich in meiner Abgeschiedenheit hingab, habe ich mir die Liebe immer nur als einen Kampf vorgestellt, sie stets mit Haß begonnen und mit moralischer Unterjochung des geliebten Wesens beendet, dann aber mir überhaupt keine Vorstellung davon zu machen vermocht, was ich mit dem unterjochten Wesen weiter anfangen könnte. Und was kann denn hierbei unwahrscheinlich sein, da ich doch schon so moralisch verkommen, so des „lebendigen Lebens" entwöhnt war, daß ich mir kurz zuvor ausgedacht hatte, ihr zu ihrer Beschämung den Vorwurf zu machen, sie sei zu mir gekom-

men, um „mitleidige Worte" zu hören, während ich nicht erriet, daß sie ganz und gar nicht gekommen war, um mitleidige Worte zu hören, sondern mich zu lieben, weil für eine Frau in der Liebe die ganze Auferstehung, die Rettung von allem Verderben und die Wiedergeburt besteht und sich überhaupt auf keine andere Weise als darin offenbaren kann. Indessen haßte ich sie nicht mehr direkt, als ich im Zimmer hin und her lief und durch die Spalte des Bettschirms hindurchsah. Es war mir nur unerträglich peinlich, daß sie da war. Ich wollte, daß sie verschwinden möchte. Ruhe wollte ich haben, allein bleiben in meinem Untergrund. Das „lebendige Leben" – ich war nicht daran gewöhnt – bedrückte mich so, daß ich kaum atmen konnte.

Aber es vergingen mehrere Minuten, und sie erhob sich immer noch nicht, als hätte sie ihre Umgebung vergessen. Ich war gewissenlos genug, leise an den Bettschirm zu klopfen, um sie aus ihrer Versunkenheit zu wecken. Sie schrak plötzlich zusammen, sprang auf und machte sich eilig daran, ihr Brusttuch, ihren Hut, ihren Pelz zu suchen, als wollte sie sich vor mir retten. Zwei Minuten darauf trat sie langsam hinter dem Bettschirm hervor und sah mich ernst und traurig an. Ich lächelte boshaft, indes nur gezwungen, „anstandshalber", und wandte meinen Blick von ihr ab.

„Leben Sie wohl", sagte sie und ging zur Tür.

Ich lief auf einmal zu ihr hin, ergriff ihre Hand, öffnete sie, schob ihr etwas hinein und machte sie dann wieder zu. Darauf wandte ich mich sogleich ab und stürzte so schnell wie möglich auf die entgegengesetzte Ecke des Zimmers zu, um wenigstens nichts weiter zu sehen.

Eben wollte ich lügen und hinschreiben, daß ich das ohne Überlegung, ohne es selbst recht zu wissen, in geistiger Verwirrung, aus Dummheit getan hätte. Aber ich will nicht lügen, und darum sage ich offen: daß ich ihr die Hand aufmachte und etwas hineinschob, geschah aus Bosheit. Der Einfall, dies zu tun, war mir gekommen, als ich im Zimmer hin und her lief und sie hinter dem Bettschirm saß. Aber folgendes kann ich wahrheitsgemäß sagen: Ich beging diese Grausamkeit zwar absichtlich; doch sie kam nicht aus meinem Herzen, sondern aus meinem argen Kopf. Diese Grausamkeit war so erkünstelt, ausgeklügelt, absichtlich ersonnen, „buchmäßig", daß ich es selbst keine Minute lang ertragen konnte: zuerst stürzte ich

in die Ecke, um nichts mehr zu sehen; dann eilte ich voll Scham und Verzweiflung Lisa nach. Ich öffnete die Flurtür und horchte.
„Lisa! Lisa!" rief ich auf die Treppe hinaus, aber nicht dreist, sondern nur halblaut.
Es erfolgte keine Antwort; ich glaubte ihre Schritte auf den untersten Stufen zu hören.
„Lisa!" rief ich lauter.
Keine Antwort. Aber in demselben Augenblick hörte ich, wie sich unten die Haustür schwerfällig und kreischend öffnete und schwerfällig wieder zuschlug. Ein dumpfer Widerhall erscholl auf der Treppe.
Sie war fortgegangen. Unentschlossen kehrte ich ins Zimmer zurück. Ich fühlte mich schrecklich bedrückt.
Ich blieb am Tisch neben dem Stuhl stehen, auf dem sie gesessen hatte, und starrte gedankenlos vor mich hin. So verging etwa eine Minute; auf einmal zuckte ich zusammen: direkt vor mir sah ich auf dem Tisch ... kurz, ich sah einen zerknitterten blauen Fünfrubelschein, denselben Schein, den ich ihr kurz vorher in die Hand gedrückt hatte. Es war derselbe Schein; es konnte kein andrer sein; ein andrer war in der Wohnung gar nicht vorhanden. Sie hatte also in dem Augenblick, wo ich in die entgegengesetzte Ecke stürzte, Zeit gefunden, ihn aus der Hand auf den Tisch zu werfen.
Nun ja, ich hätte erwarten können, daß sie das tun würde. Konnte ich es wirklich erwarten? Nein. Ich war ein solcher Egoist und schätzte tatsächlich die Menschen so gering, daß ich mir gar nicht vorstellen konnte, daß sie so handeln werde. Das ertrug ich nicht. Einen Augenblick darauf begann ich mir wie ein Unsinniger alle Kleidungsstücke überzuziehen, die ich in der Eile zu fassen bekam, und lief ihr Hals über Kopf nach. Sie konnte noch nicht zweihundert Schritte weit weg sein, als ich auf die Straße hinauslief.
Alles war ruhig; fast senkrecht fiel der Schnee und breitete sich wie ein Kissen auf das Trottoir und auf die menschenleere Straße. Keine Passanten waren zu sehen; kein Laut war zu hören. Trübselig und nutzlos schimmerten die Laternen. Ich lief etwa zweihundert Schritte bis zu einer Straßenkreuzung und blieb dann stehen. Wohin war sie gegangen? Und wozu lief ich ihr nach?
Ja, wozu? Um vor ihr niederzufallen, vor Reue zu schluchzen,

ihre Füße zu küssen, sie um Verzeihung zu bitten! Das wollte ich; die Brust drohte mir zu zerspringen, und niemals, niemals werde ich mit Gleichmut an diesen Augenblick zurückdenken. Aber – wozu? ging es mir durch den Kopf. Werde ich sie nicht vielleicht schon morgen gerade dafür hassen, daß ich heute ihre Füße geküßt habe? Kann ich sie etwa glücklich machen? Habe ich nicht heute wieder, zum hundertsten Mal, erkannt, daß ich ein ganz wertloser Mensch bin? Werde ich sie etwa nicht zu Tode quälen?

Ich stand im Schnee da, starrte in die trübe Dunkelheit und dachte über alles nach.

Und wird es nicht das beste, wirklich das beste sein, phantasierte ich später, als ich schon zu Hause war und mit solchen Phantasien den brennenden Schmerz in der Seele zu betäuben suchte, wird es nicht das beste sein, wenn sie jetzt ihr Leben lang die Beleidigung mit sich herumträgt? Eine Beleidigung, das ist doch zugleich eine Läuterung; das ist die bitterste, schmerzlichste Form der Selbsterkenntnis! Gleich morgen hätte ich durch mein weiteres Verhalten ihre Seele beschmutzt und ihr Herz ermüdet. Aber das Gefühl, beleidigt zu sein, wird in ihr jetzt niemals ersterben, und wie ekelhaft auch der Schmutz sein mag, der sie erwartet, die Beleidigung wird sie adeln und läutern... durch den Haß... hm... vielleicht auch durch Vergebung... Aber wird ihr von alledem leichter ums Herz werden?

Und in der Tat, da möchte ich jetzt von mir aus eine müßige Frage stellen: Was ist besser, billiges Glück oder erhabenes Leid? Na also, was ist besser?

Diese Gedanken gingen mir durch den Kopf, als ich an jenem Abend bei mir zu Hause saß, halbkrank vor seelischem Kummer. Noch nie hatte ich so viel Leid und Reue durchgemacht; aber gab es denn den geringsten Zweifel, als ich aus der Wohnung lief, daß ich auf halbem Wege kehrtmachen und nach Hause zurückkehren würde? Ich habe Lisa nie wiedergesehen und nie mehr etwas von ihr gehört. Ich möchte noch bemerken, daß die Phrase vom Nutzen der Beleidigung und des Hasses mir lange Zeit eine gewisse Befriedigung gewährte, obgleich ich selbst vor Leid damals beinahe krank wurde.

Noch jetzt, nach so vielen Jahren, habe ich bei der Erinnerung an all das die Empfindung, daß es doch gar zu häßlich war. Vieles erscheint mir jetzt häßlich; aber... soll ich nicht an

diesem Punkt meine Aufzeichnungen schließen? Ich glaube, es war falsch, daß ich überhaupt begonnen habe, sie aufzuschreiben. Wenigstens habe ich mich die ganze Zeit über, während ich diese „Novelle" schrieb, geschämt; folglich war das keine literarische Tätigkeit, sondern vielmehr eine Korrektionsstrafe. Lange Geschichten darüber zu erzählen, wie ich mir mein Leben verpfuscht habe durch den moralischen Sumpf in meinem abgeschiedenen Winkel, durch das Fehlen einer vernünftigen Umgebung, durch die Entwöhnung von dem „lebendigen Leben" und durch die Bosheit, die ich in meinem ärmlichen Untergrund sorgsam ausklügelte, das ist wahrhaftig nicht interessant. In einem Roman muß es einen Helden geben; hier aber kommen wie absichtlich alle Charakterzüge für das Gegenteil eines Helden zusammen, und, was die Hauptsache ist, dies alles macht einen unangenehmen Eindruck, weil sich jeder von uns vom Leben entfernt hat, weil jeder von uns seine Fehler hat, der eine mehr, der andre weniger. Wir haben uns so vom Leben entfernt, daß wir manchmal vor dem wirklichen Leben eine Art Abscheu empfinden und es deswegen auch nicht leiden können, wenn man uns daran erinnert. Sogar dahin sind wir gelangt, daß wir das wirkliche Leben für eine drükkende Arbeit, fast für einen Dienst halten und sämtlich im stillen darüber einig sind, daß es sich „buchmäßig" besser lebt. Und warum sind wir manchmal so unruhig und launisch? Worauf richten sich unsere Wünsche? Wir wissen selbst nicht, worauf. Uns würde es schlechter gehen, wenn unsere törichten Wünsche in Erfüllung gingen. Na, machen Sie doch einen Versuch, geben Sie uns zum Beispiel größere Selbständigkeit, binden Sie einem von uns die Hände los, erweitern Sie den Kreis seiner Tätigkeit, lockern Sie die Bevormundung, und wir ... ich versichere Ihnen: wir werden sogleich wieder um die Bevormundung bitten. Ich weiß, daß Sie vielleicht deswegen über mich empört sein, mit den Füßen stampfen und mir zurufen werden: „Reden Sie von sich allein und von Ihrer Misere in Ihrem Untergrund; aber erdreisten Sie sich nicht zu sagen: ‚Wir alle'!" Erlauben Sie, meine Herren, wenn ich „wir alle" sage, so tue ich das ja doch nicht, um mich zu entschuldigen. Was speziell mich anlangt, so habe ich ja in meinem Leben das bis zu Ende durchgeführt, was Sie nicht einmal bis zur Hälfte durchzuführen wagten; und dabei haben Sie noch Ihre Feigheit als Vernunft aufgefaßt und sich durch diesen Selbst-

betrug getröstet. Daher ergibt sich schließlich, daß ich sogar lebendiger bin als Sie. Aber sehen Sie doch genauer hin! Wir wissen ja nicht einmal, wo das Lebendige jetzt eigentlich lebt und von welcher Art es ist und wie es heißt. Lassen Sie uns einmal allein sein, ohne Bücher, und wir werden sofort in Verwirrung geraten und ratlos sein und nicht wissen, wo wir uns anschließen und was wir festhalten sollen, was wir lieben und hassen, verehren und verachten sollen. Wir halten es sogar für eine Last, daß wir Menschen sein sollen, Menschen mit wirklichem, eigenem Leib und Blut; wir schämen uns dessen, betrachten es als Schande und möchten so etwas wie neuartige Universalmenschen sein. Wir sind Totgeburten und werden seit langem nicht mehr von lebendigen Vätern gezeugt, und das gefällt uns mit der Zeit immer besser. Wir kommen allmählich auf den Geschmack. Bald werden wir ein Mittel ausfindig machen, um aus der Idee geboren zu werden. Aber nun genug; mehr will ich „aus dem Untergrund" nicht schreiben.

Übrigens enden die Aufzeichnungen dieses Liebhabers paradoxer Behauptungen hier noch nicht. Er hat sich nicht beherrschen können und hat weitergeschrieben. Aber auch uns scheint, daß wir hier abbrechen können.

Anmerkungen

76 *homme de la nature et de la vérité:* (franz.) Mensch der Natur und der Wahrheit.

84 *Gay:* Nikolai Nikolajewitsch Gay (1831–1894), russischer Maler französischer Herkunft, dessen Bild „Das Heilige Abendmahl" 1863 in Petersburg wegen seiner realistischen Auffassung des religiösen Themas großes Aufsehen erregte.

84 *„Wie es jedem recht ist":* Titel eines Aufsatzes von Saltykow-Schtschedrin.

87 *Buckle:* Henry Thomas Buckle (1821–1862), englischer bürgerlicher Historiker; verfaßte die „Geschichte der Zivilisation in England".

88 *Nordamerika, die ewige Union:* Anspielung auf den Sezessionskrieg von 1861 bis 1865 zwischen den Nord- und den Südstaaten der USA.

88 *Schleswig-Holstein, diese Karikatur:* Anspielung auf den preußisch-österreichischen Krieg gegen Dänemark (1864).

94 *Anajewski:* A. E. Anajewski (1788–1886), Autor mittelmäßiger Bücher, die in der russischen Presse der fünfziger, sechziger Jahre des 19. Jahrhunderts häufig verspottet wurden.

98 *Aux animaux domestiques:* (franz.) den Haustieren.

106 *Ich hoffte, aus des Lasters Ketten...:* Nachdichtung von Martin Remané.

109 *Kostanshoglo:* Gestalt aus Gogols Roman „Die toten Seelen", Typ des wirtschaftlich tüchtigen Gutsbesitzers.

109 *Pjotr Iwanowitsch:* Gestalt aus Gontscharows Roman „Eine gewöhnliche Geschichte".

113 *Pirogow:* Gestalt aus Gogols Erzählung „Der Newski Prospekt".

121 *etwas Manfredartiges:* Nach Manfred, einer Gestalt aus Byrons gleichnamigem Drama.

125 *droit de seigneur:* (franz.) Svw. Recht der ersten Nacht. – Recht des Feudalherrn, mit den leibeigenen Bauernmädchen deren Brautnacht zu verbringen.

141 *Galbik:* Ein Kartenspiel.

147 *Silvio:* Gestalt aus Puschkins Erzählung „Der Schuß".

174 *Mein Haus steht dir stets offen...:* Schlußverse des Nekrassow-Gedichts von Seite 106.

Die Rechte an der Übersetzung von H. Röhl gehören dem
Insel-Verlag Leipzig, die Rechte an der Übersetzung von
W. Creutziger gehören dem Aufbau-Verlag Berlin und Weimar
Text und Anmerkungen nach F. M. Dostojewskij, Der ewige Ehemann,
Ausgewählte Prosa, Aufbau-Verlag, Berlin und Weimar 1971

Reclams Universal-Bibliothek Band 600
1. Auflage
Reihenentwurf: Irmgard Horlbeck-Kappler
Printed in the German Democratic Republic 1976
Gesetzt aus Garamond-Antiqua
Lizenz Nr. 363. 340/49/76
LSV 7211 – Vbg. 20,5
Gesamtherstellung: Grafischer Großbetrieb
Völkerfreundschaft Dresden
Bestellnummer: 660 727 0
DDR 2,50 M

Fjodor M. Dostojewski

DER TRAUM EINES LÄCHERLICHEN MENSCHEN

Kleine Prosa

1976

Verlag Philipp Reclam jun. Leipzig